

Widerstand gegen Hitler vollzog, aber weil er dennoch, wenn auch von nur zu wenigen, gewagt wurde, bleibt er ein einzigartiges Ereignis in der Geschichte der Deutschen.

## Paul

Ein Bericht mit Kommentar (in Auszügen)\*

Von Franz Greiner

### EINE KATHOLISCHE KINDHEIT

#### *Schulen*

Die Stadt Leipzig verfügte während der zwanziger Jahre und sicher bis 1933 über ein reiches, differenziertes Angebot an Schulen. Es gab neben den Bezirksvolksschulen Sonderschulen (damals Hilfsschulen genannt), Behindertenschulen, Berufsschulen, Gewerbeschulen und Aufbauschulen. Außerdem spezielle Mädchen- und Frauenschulen. Auch eine Höhere Israelitische Schule war vorhanden. Das höhere Schulsystem gliederte sich in Realschulen, Oberrealschulen, Realgymnasien und Gymnasien. Das System gab es ähnlich für Mädchen. Koedukation war auch auf der Grundschule die Ausnahme. Die drei humanistischen Gymnasien begannen mit Latein in der Sexta, Englisch in der Quarta, Griechisch in der Untertertia und Französisch in der Untersekunda. Ad libitum war Hebräisch (ab Untersekunda). Die Mehrzahl der Schüler ging mit sechzehn Jahren, der Mittleren Reife, ab. Voraussetzung zum Besuch der höheren Schule war der erfolgreiche Abschluß der vier ersten Grundschuljahre. Die Zahlung des obligatorischen Schulgeldes (240 RM jährlich) für den Besuch der höheren Schule konnte bei guten Leistungen und nachgewiesener Bedürftigkeit erlassen werden. Es wurde auch Lernmittelfreiheit gewährt. Das heißt, die Schule stellte bedürftigen Schülern Bücher und Hefte unentgeltlich zur Verfügung.

Paul besuchte ab 1926 die erste katholische Volksschule in der Alexanderstraße. Der Schulweg betrug hin und zurück einhundert Minuten. Eine Straßenbahnverbindung bestand nicht. Paul hatte während der vier Jahre keine Schwierigkeiten mit dem Unterricht. Mit seinen Mitschülern verstand er sich gut, mit seinem Klassenlehrer ebenfalls. Das gilt für die ersten drei Jahre. Im vierten Schuljahr hatte er einen Klassenlehrer, mit dem er sich nicht so gut verstand. Dieser warf ihm vor, er sei ein »Drahtzieher«. Paul verstand wohl den Ausdruck, konnte ihn aber nicht auf sich beziehen. Er sah sich als Organisator der Klasse, wenn es um Spiele oder Unternehmungen ging. Dann hielt er es für selbstverständlich, daß alle auf ihn hörten. Das war in seinen Augen keine »Drahtzieherei«. Trotz des Vorwurfs seines Lehrers vor der Klasse blieb sein Verhältnis zu seinen Kameraden gut, bis er die Volksschule verließ.

Die neue Schule lag in der Scharnhorststraße in der südlichen Vorstadt. Der

---

\* Mit Rücksicht auf den Datenschutz wurden Eigennamen in den Territorien westlich und östlich der deutsch-deutschen Grenze zum Teil geändert.

Schulweg betrug zwanzig Minuten. (Straßenbahnbenutzung war nicht möglich.) Die Schule war nach Herder genannt, es war eine Oberrealschule mit starker Betonung naturwissenschaftlicher Fächer. Sie zählte bis zu Pauls Abgang 1200 Schüler. Die Zahl der Lehrer betrug etwas über sechzig. Alle Lehrer unterrichteten nur zwei, allenfalls drei Fächer. In den vier Jahren, in denen Paul die Schule besuchte, ist kaum eine Unterrichtsstunde ausgefallen. Die Absenzen der Schüler durch Krankheit oder Verhinderung betragen pro Jahr durchschnittlich pro Schüler zwei Tage. (Paul hat vier Jahre lang das Klassenbuch geführt.) Es gab in jeder Klasse eine Sitzordnung auf Grund der Leistungen im Unterricht, vom Primus bis zum Letzten der Klasse. Die Zahl der Sitzenbleiber war hoch, in der Unterstufe höher als in der Mittel- und Oberstufe. 1930, als Paul Herder-Schüler wurde, zählte die Schule 120 Sextaner; sie wurden in vier Sexten aufgeteilt. Die Klasse von Paul blieb zusammen bis einschließlich Untertertia.

Da gingen von 27 Schülern 24 ab, 18 davon hätten die Untertertia wiederholen müssen.

In der Unterstufe wurde Auswendiglernen verlangt. Das galt vor allem für die Fächer Deutsch (Grammatik, Syntax, Rechtschreibung), Englisch, Geschichte, Erdkunde und Botanik. Gedächtnistraining stand hoch im Kurs. Das Training im Auswendiglernen hat den Schülern genützt, wurde von niemandem abgelehnt, man kannte damals keine anderen Lernmethoden. Wenn es auch zu kräftigen Konkurrenzen unter den Schülern führte, hat es der Freundschaft und Kameradschaft der Jungen nicht geschadet.

Die Behandlung der Schüler durch die Lehrer war unterschiedlich. Professor Holmann, der Zeichenlehrer, zögerte nicht, einem Schüler, hinter dessen Malereien er Allotria vermutete, mit dem Lineal eins über den Kopf zu geben, daß das Blut spritzte. (Man darf so etwas nicht nach heutigen Maßstäben bewerten. In der Klasse waren zwei Schüler, die jeden Montag in der Pause ihre blauviolett geschlagenen Hinterteile vorführten — väterliche Erziehungsarbeit am Wochenende.) Andere Lehrer waren umgänglicher, zumal dann, wenn sie die letzte Unterrichtsstunde am Vormittag zu halten hatten. (Der Unterricht begann im Sommerhalbjahr um 7.15 und endete um 12.45. Im Winter entsprechend um 8.15 und um 13.45.) Herr Kanz war ein solcher Lehrer. Er gab Musik. Er hat den Jungen das Singen vom Blatt beigebracht, arbeitete aber grundsätzlich nur die Hälfte der Unterrichtszeit. Während der letzten zwanzig Minuten spielte er Klavier, meist preußische Märsche, oder er erzählte von seiner Arbeit mit Herrn Streckfuss, dem Baritonbuffo der Leipziger Oper, mit dem er Rollen einstudierte. Zu Paul hatte er ein gebrochenes Verhältnis. Er hat sich von ihm während der vier Jahre mehrmals die Hände vorzeigen lassen und ihn jedesmal gefragt: »Spielst Du Klavier oder Geige?« Und da Paul verneinte, schüttelte er den Kopf und sagte mehr zu sich als zu Paul: »Immer dasselbe. Die die geeigneten Hände haben, lernen kein Instrument.«

Der Klassenlehrer Pauls von Sexta bis Quarta war Herr Dr. Sunderlich, ein rundlicher Herr mittleren Alters. Er machte einen gemütlichen Eindruck, bot aber, wenn er in Form war, einen vorzüglichen Unterricht. Er gab Deutsch: Rechtschreiben, Grammatik, Syntax. Wenn die Schüler wollten, konnten sie viel bei ihm lernen. Grammatik und Syntax bot Sunderlich analytisch an — für die später zu erlernenden Sprachen waren solcherart Kenntnisse von großem Wert. Wenig Interesse zeigte

Sunderlich an Lyrik. Was in den beiden ersten Schuljahren die Lesebücher an Gedichten anboten, war zum Teil Kitsch.

Herr Sunderlich litt unter Müdigkeit. Es läßt sich nicht feststellen, ob dies schon vor Eintritt Pauls in die Herderschule der Fall gewesen war. Nach 1930 jedenfalls mußte Sunderlich häufig im Unterricht zwanzig Minuten schlafen. Er setzte sich ans Pult, legte den Kopf auf die verschränkten Arme und machte seine Husche (sächsischer Ausdruck für Minuten- oder Kurzschlaf). Während er schlief, gab Paul Unterricht (ein Jahr lang): Wortbestimmung im Satz nach Numeri, Tempora, Modi, Genera usw. Meist mit Hilfe eines Satzes an der Tafel. Kein Mitschüler hatte gegen diese Form des Unterrichts etwas einzuwenden. Sie wußten ja warum. Sie hielten Sunderlich weder für einen Faulpelz noch für einen »Fall«, sondern für das Opfer der Umstände. Wenn er nach einer Viertelstunde Unterricht erklärte, er sei in der letzten Nacht erst wieder um 3.00 nach Hause gekommen, glaubten sie ihm das.

Herr Sunderlich war Stadtverordneter, er gehörte der kleinen Fraktion der Deutschnationalen Volkspartei an. Die Sitzungen der Stadtverordneten fanden ein- oder zweimal wöchentlich im Neuen Rathaus, der alten Pleißenburg, statt. Sie waren seit Beginn der großen Depression von 1929 fast immer von Straßenkrawallen begleitet. Es waren nicht die Gewerkschaften, die die Demonstrationzüge organisierten, sondern die Parteien. Zunächst die Kommunisten, später auch die Nazis. Die Sozialdemokraten, die im Rathaus die Mehrheit hatten, versuchten die Demonstrationen zu kontrollieren und nicht ausufern zu lassen. Aber das war schwierig bei den Massen von Arbeitslosen, die mit ihren Stempelgeldern nicht weit kamen und deren Familien hungerten (12 Reichsmark die Woche). Je länger die Depression anhielt, desto wilder wurden die Aufmärsche. Es kam fast jedesmal zu Straßenschlachten, Tote waren dabei nicht selten. Um das Neue Rathaus herum war Bannmeile, sie wurde anfangs von der Polizei, später aber von Einheiten des 10. und 11. Infanterie-Regiments mit gepanzerten Fahrzeugen und schwerer Armierung (im Rahmen der Möglichkeiten der Reichswehr) gesichert.

Für den Deutschnationalen Sunderlich bestand nach jeder Stadtverordnetensitzung — sie fanden immer am Spätnachmittag statt und dauerten bis gegen 22.00 — das Problem: Wie nach Hause kommen? Er wohnte in der (damaligen) Südstraße unmittelbar vorm Connewitzer Kreuz. Die demonstrierenden Genossen hatten ein wirksames System entwickelt, um die das Rathaus verlassenden Stadtverordneten abzufangen, sie zu feiern, wenn es ihre Leute waren, oder sie windelweich zu hauen, wenn es »Bonzen« waren. Sunderlich gehörte zur zweiten Sorte. Er mußte daher so lange im Rathaus warten, bis die Genossen sich verzogen hatten. Das wußten alle Schüler der Klassen, in denen er unterrichtete, und sie akzeptierten die Folgen von Sunderlichs politischer Tätigkeit, auch wenn sie keine Sympathisanten der Deutschnationalen Volkspartei waren.

Warum Sunderlich Paul zum Lehrerstellvertreter gemacht hatte, ist schwer zu sagen. Vielleicht hatte er an Paul einen Narren gefressen. Er hatte ihn schon nach der zweiten Unterrichtsstunde zum »Aufpasser« gemacht. Jede Klasse der Unterstufe hatte damals einen »Aufpasser«. Wenn die Glocke das Ende der Pause angezeigt hatte, ging der »Aufpasser« nach vorn aufs Podium und rief »Hinsetzen! Ruhe!« Die Schüler nahmen dann ihre Plätze ein, sprachen wohl noch leise miteinander, bis die Tür aufging und der Lehrer eintrat. Wer sich nicht an diese Ordnung nach dem

Klingelzeichen hielt, dessen Name wurde vom »Aufpasser« an die Wandtafel geschrieben. Wessen Name öfter da erschien, der mußte mit einer Eintragung ins Strafbuch rechnen. Sunderlich, als er Paul zum »Aufpasser« bestimmte, hatte keine Ahnung von Pauls Schulleistungen. Er muß ihn auf Grund von Augenschein (nicht Nachweis) für die Aufgabe für qualifiziert gehalten haben. Er hat sich nicht getäuscht: Die Funktionen, die Paul im Auftrage Sunderlichs ausübte, haben ihn der Klasse nicht entfremdet. Dies war nämlich fast immer die Folge, wenn Schüler Aufgaben übernahmen, die sich gegen Mitschüler richten konnten. »Senioren« oder »Aufpasser« blieben dann häufig über Jahre von ihrer Klasse isoliert. Wenn Sunderlich Paul ganz sicher mochte, so schloß das nicht aus, daß er ihn auch als Blitzableiter, ja als Sündenbock benutzte. Paul, damals noch keine zwölf Jahre alt, mußte herhalten, wenn Sunderlich vor der Klasse auf den damaligen Reichskanzler Brüning schimpfte. Es war die Zeit der Notverordnungen: daß es unverantwortlich sei, einen solchen Kanzler moralisch zu unterstützen, der durch seine Geldpolitik das Reich und alle Deutschen in noch größere Schwierigkeiten führe und der auf diesem Weg auch nicht einem Arbeitslosen zu Arbeit und Brot verhülfe. Aber das sei eben das Gefährliche, daß Politik heute nicht nach Leistung und den sich daraus ergebenden Folgen bewertet würde, sondern nach vopolitischen Kriterien wie Konfession und Ideologie. Alle in der Klasse wußten, daß Sunderlich mit solchen Scheinmonologen seinen Vorzugsschüler Paul treffen wollte, der aus seiner Sympathie für Brüning und das Zentrum keinen Hehl machte; er hielt das als Katholik, der er war, für selbstverständlich.

Sunderlich hatte sich — wie gesagt — in seinem »Aufpasser« nicht getäuscht. Paul wurde nach dem ersten Zeugnis im Herbst 1930 zweiter der Klasse (von dreißig Schülern). Er hat acht Zeugnisse in vier Jahren in dieser Schule erhalten. Er war — von einer Ausnahme abgesehen, wo er Primus war — immer zweiter. Vor ihm in der Sitzordnung und neben ihm auf der Schulbank saß der Primus Günter H. Dieser war — wie man damals und heute sagt — ein ruhiger Beamter, leise und wach zugleich, politisch sehr interessiert. Der Vater kleiner Angestellter, überzeugter Sozialdemokrat. Günter H. war Mitglied im Arbeiterschwimmverein. Sunderlich mochte und schätzte ihn, hielt ihn aber für zu passiv, um die Klasse zu führen. Günter H. war frei von Neid oder Mißgunst gegenüber Paul, dessen Vorzugsstellung bei Sunderlich und anderen Lehrern. Umgekehrt war es ähnlich: Paul neidete Günter H. nie den Primat in der Leistungshierarchie der Klasse. Paul wollte gar nicht erster sein, er hat das während seines Lebens nie gewollt, dabei sind die Gründe für diese Einstellung nicht durchgängig dieselben. Als er damals in die Herderschule ging, hätte er, um Günter H. zu überflügeln, für den Unterricht mehr arbeiten müssen. Das zu tun, lag außerhalb seines Interesses. Er hatte immer etwas vor, immer etwas zu schaffen, zu organisieren. Damals jedenfalls. So schuf er in Quinta — also mit elf Jahren — eine Klassenzeitschrift, die erste in der Geschichte der Schule. Sie war handgeschrieben, bebildert, hatte sechzehn Seiten und erschien zweimonatlich. Es gab nur ein Exemplar, das wanderte im Verlauf von acht Wochen von einem Schüler zum anderen. Verweildauer pro Schüler ein Tag. Um die Materialien für das Blatt zu beschaffen, gründete Paul eine Klassenkasse — auch dies war neu in der Schule. Die niedrigste Einzahlung pro Monat betrug 10 Pfennige. Die regelmäßigen Einzahlungen erbrachten soviel, daß die Klasse ein Jahr später sich einen Handball kaufen konnte (33 Reichsmark). Das Auffallendste an diesen Aktionen war, daß alle Schüler der Klasse ohne Ausnahme

sich daran beteiligten, daß keiner auf den Gedanken kam zu passen. Paul brauchte damals niemanden zu überreden mitzutun. Vielleicht findet sich solche bedingungslose Gefolgschaft nur bei Jungen dieser Altersstufe.

Als Ende Quarta Sunderlich eine andere Klasse übernahm — das war Ostern 1933 —, wurde Studienrat Könisch Klassenlehrer. Er gab Englisch. Er entband Paul vom Dienst des »Aufpassers« und bemerkte, daß im Falle Pauls diese Funktion nicht mit der eines »Drahtziehers«, der Paul auch sei, kollidiere. Eigentlich benötige Paul für seine Person einen eigenen »Aufpasser«. Ein neuer »Aufpasser« wurde nicht mehr bestellt.

Ostern 33 — das war zehn Wochen nach der Machtergreifung. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte keiner der sechzig Lehrer den Hut genommen oder war gegangen worden. Oberstudiendirektor Dr. Michaelis, ein schon älterer Herr, stand der Schule weiter vor. Bis zu Pauls Abgang hat die neue politische Lage für keinen der Lehrer rechtliche Konsequenzen gehabt. Dabei ist zu bedenken, daß die weitaus größere Zahl der Lehrer — zu diesem Zeitpunkt jedenfalls — (noch) keine Nazis oder Zwangsnazis waren. Von den zwölf Lehrern, mit denen Paul im letzten Jahr Umgang hatte, war nur einer überzeugter Nationalsozialist. Das war Studienassessor Gölitz. Er gab Turnen und Deutsch, bekannte sich freimütig zu Hitler und erwartete von ihm ein »neues« Deutschland. Die Masse der Lehrer, gleich ob sie der SPD oder den Liberalen nahestanden, wartete ab. Nicht so, daß sie das politische Wort in jedem Fall vermieden. Man kommentierte im Unterricht die politischen Tagesereignisse. Man konnte gar nicht anders. Ein Lehrer, der am 2. oder 3. Mai kein Wort über die Massenaufzüge zum Tag der Arbeit (1. Mai) verloren hätte, wäre aufgefallen. Doch geschah das nicht in Form von Lobhudelei, eher mit vorsichtiger Kritik.

Wenn das Durchschnittsalter dieser Lehrer damals zwischen dreißig und fünfzig Jahren lag, dann gehörten diese Männer den Jahrgängen zwischen 1880 und 1900 an. Die älteren von ihnen waren Weltkriegsteilnehmer gewesen. Sie hatten das Ende der Feudalherrschaft in Deutschland erlebt, alle — auch die jüngeren — waren durch die Not der Kriegs- und Inflationsjahre hindurchgegangen. Diese Lehrer waren fast alle Nutznießer der neuen Republik und ihrer Freiheiten. Es gab unter ihnen keine Gestrandeten, keine Erscheinungen sozialen Verfalls.

Sie waren bourgeois in der äußeren Erscheinung und waren sich dabei bewußt, daß mit Klassendünkel und Klassenmoral ein weiterer Aufbau der neuen Gesellschaft nicht möglich sein würde. Aber war dies auch Grund- und Allgemeinüberzeugung, der *cantus firmus* ihrer Lehrer- und Erzieherexistenz, so hatte doch jeder von ihnen sein eigenes Gesicht und dieses wiederum viele Gesichter, auch solche möglicher Schwäche und Anpassung. Kaum einer war unter ihnen, den man sich damals in SS-Uniform hätte vorstellen können, viel eher und öfter Gesichter, die zu Opfern der Schergen prädestiniert schienen.

Ein solcher war Dr. Noth. Er gab nach Sunderlich der Klasse Deutsch. Er trug Knickebocker und eine Windjacke, fast jeden Tag die gleiche Kluft. Das Gesicht schmal mit tiefliegenden Augen. Was besonders auffiel, war die nach innen gerundete Stirn, ein verquältes Gesicht, ein verquälter Gang. Eine Bergbauernphysiognomie. Er sprach langsam, leise, suchend, ging selten im Unterricht auf das politische Tagesgeschehen ein. Fast immer suchte er nach dem historischen Vergleich. Sein ständig wiederkehrendes Thema war die politische Macht, ob im Fiesco oder im Kohlhaas. Er

vergrübelte sich bei diesem Thema bis in die Anfänge europäischen Denkens über Macht. Sein Kronzeuge war Thukydides, dessen Melierdialog. (Die Schüler — Untertertiärer — kannten damals aus dem Geschichtsunterricht nicht mehr als den Namen des Historikers, wußten kaum etwas vom Peloponnesischen Krieg, und doch saßen neben Günter H. und Paul auch noch andere Schüler in der Klasse, die begriffen, warum Noth von diesem Thema nicht loskam.)

Man vergegenwärtige sich, was das damals für junge Menschen waren — Kinder noch mit dreizehn, vierzehn Jahren und doch nicht mehr Kinder — angesichts des offenen Umbruchs der Zeit.

Wenn man sie mit den Jungen zwei Generationen später vergleicht, so verlief ihr Alltag bescheidener, was das Vereinnahmen der Angebote betrifft. Es gab kaum elektronische Unterhaltung — ein bißchen Schallplatte, ein bißchen Radio, sicher — und kaum Motorisierung. Fahrrad und Motorrad dominierten. Aktivität und Leistung mit dem Ziel, für vollgenommen zu werden, erwachsen zu sein unter Erwachsenen, bestimmte den Geist dieser Jungen. Das galt auch im Verhältnis zu den Mädchen. Die Jungen, noch nicht durch jahrelange Koedukation gegenüber dem anderen Geschlecht passiviert, brannten vor Lust, waren viel »schärfer« hinter den Mädchen her, als das heute der Fall ist. Dabei fiel auf, daß ihr Blick fast nie auf jüngere Partnerinnen fiel, sie mußten mindestens gleichaltrig, besser noch: älter sein. Nicht des Alters, sondern der Körperrundungen wegen. Die Untertertia von Paul hatte auf diesem Gebiet einen Leader. Meller, hieß er, sechzehnjährig, weil zweimal sitzengelieben. Er war der Lehrmeister im Abtasten von Mädchenleibern. (Nach 33 wurde in der Herderschule eine Mädchenoberschule zwangseinquartiert.) Gleich ob Mädchen, Sport oder Schule: das politische Interesse bei den Jungen überwog immer. Sie konnten sich der Politik nicht entziehen. Was auf den Straßen dieser Großstadt geschah, war Politik, und niemand konnte davor die Augen verschließen. Wenn politische Opfer zu beklagen waren — Tote —, war Parteinahme unumgänglich. Und das Pfeifen der Querschläger und der Knall der Platzpatronen um die Banneile der Innenstadt — Paul war schon mit zehn Jahren einmal abends in der Beethovenstraße in die Warnschüsse zweier Züge des Meißner Lehrbataillons hineingelaufen — war ja nur ein Symptom dafür, daß mehr als nur ein üblicher politischer Wechsel bevorstand, wenn auch viele Bürger der Stadt, die nicht »braun« waren, das nicht wahrhaben wollten. Diese Großstadtjungen spürten sicher nicht, was im einzelnen kommen würde, wohl aber die bevorstehende Verwerfung der gesamten politischen und sozialen Landschaft.

Waren sie davon begeistert? Wünschten sie den Wechsel herbei?

In der Klasse von Paul und, soweit erinnerlich, in den Parallelklassen gab es keinen Jungen, der Anfang 33 Mitglied des Jungvolks oder der Hitlerjugend gewesen wäre. Meller, der maître d'amour der Klasse, war Mitglied im Stahlhelm, der Kampforganisation der Deutschnationalen, der Partei Dr. Sunderlichs. Aber das war damals noch nicht identisch mit Nazi. Meller war nur deshalb Stahlhelmer — er brauchte wegen seiner Jugend eine Sondergenehmigung —, weil er ein Angeber war. Er wußte, die Uniform macht Frauen und Mädchen kirre. (Ein seltsames Phänomen: die Sensibilisierung, ja Aufputschung der Gefühle der Frauen damals durch die Uniform. Nicht nur die Nazis hatten eine ganze Kollektion von Uniformen, auch ihre Gegner, die Männer der SPD und KPD, alle in der Tradition und in Anlehnung an den

Waffenrock, das Ehrenkleid der Nation, Koppel und Schulterriemen dazu, eine Kluft, die legal nach 1920 nur den Verbänden der Reichswehr zukam. Keine größere Hochstimmung in Leipzigs Straßen, als wenn die Zehner oder Elfer, die beiden Reichswehrrégimenter, mit klingendem Spiel aus dem Biwak bei Zwenkau oder Borsdorf durch die Innenstadt in die Gohliser Garnison einrückten: der Mann — der Kämpfer. Die Opfer des ersten Krieges hatten nicht ausgereicht zu erkennen, daß die Zeit solcher Kämpfer vorbei war. Wenn heute jede Art Uniform in der Nähe der Operette, zumindest der Folklore zu stehen scheint, dann sicher auch deshalb, weil Pluralisierung, ja Atomisierung der Geschmäcker und Einstellungen jeden sichtbaren Ausdruck solidarischer Geschlossenheit ausschließt. Aber nicht nur. Der zweite Krieg und die Uniformära davor haben Erziehungsarbeit geleistet.)

Nein, begeistert waren die vierzehnjährigen Herderschüler über die politische Entwicklung nicht. Sie verhielten sich fast genauso abwartend wie ihre Lehrer. Nicht aus Angst, sondern aus der Überzeugung: es wird, es muß sich zeigen. Immer waren sie daher auf der Suche nach politischer Information und politischem Gespräch. Fragen um ihre weitere berufliche Zukunft bewegten sie nicht. Günter H. und Paul erörterten nach Papens Amtsantritt jeden Tag die Lage. (Beide waren empört darüber, daß nach Brüning plötzlich ein Mann Kanzler geworden war, dessen Namen sie vorher noch nie gehört hatten.)

Die Ära Schleicher ging fast kommentarlos vorüber — die Tage seiner bescheidenen Macht fielen weitgehend mit den Weihnachtsferien zusammen. Dann 30. Januar. Am 2. Februar Platzmusik nachmittags auf dem Augustusplatz. Wie gewöhnlich eine Traube von Menschen — hundert, hundertfünfzig Leute — um die Musikkapelle. Wie üblich Märsche und Potpourris. Die Musik bricht ab. Der Kapellmeister hatte gesehen, wie auf dem gegenüberliegenden Dach der Hauptpost die Hakenkreuzfahne aufgezogen wird. Er intoniert das Deutschlandlied. Die Leute stehen stumm da, kein Arm geht hoch. Noch bevor das Horst-Wessel-Lied erklingt — die braune Hymne —, ruft eine Stimme: Flagge grüßen. Und langsam, schwerfällig, fast widerwillig gehen einzelne Arme hoch zum Deutschen Gruß, aber nicht alle. Paul berichtete das Günter H.; der dazu lakonisch: Wir fallen um. — Das erste unruhige Halbjahr 1933 war vorüber. Große Ferien. Danach — am ersten Schultag Versammlung der Klasse, die Freunde Paul und Günter H. treffen sich wieder. Günter H. sagt, mit abgewandtem Gesicht, tonlos: »Ich habe es mir überlegt. Es hat keinen Zweck. Ich bin in die HJ (Hitler-Jugend) eingetreten.« — Für Paul ist dieser Augenblick unvergeßlich. Genauso unvergessen wie der, als der Jude Neumann ihm Ostern 34 — ein halbes Jahr später — zum Abschied die Horazausgabe von Heinze schenkte. Und Pauls Gedanken damals, als Günter H. seine Schwäche gestand — es war ja nichts anderes —: Weg von hier. Nur weg. Die Absicht blieb, wenn Paul sich auch wieder beruhigte. Doch zu diesem Zeitpunkt waren schon die Würfel gefallen. Freilich nicht so, wie sich das Paul vorgestellt hatte: im glatten Fall, sondern komplizierter. Dennoch: Die Veränderung bahnte sich an.

### *Freizeiten*

Außer der Schule — jeden Vormittag sechs Stunden à 40 Minuten — gab es natürlich auch Freizeit. Die begann täglich immer dann, wenn die Schulaufgaben erledigt waren. Während der gesamten Leipziger Schulzeit hat Paul nie länger als eine Stunde

für die Hausaufgaben benötigt. (Das lag daran, daß damals bei weitem nicht soviel Heimarbeit für die Schule zu leisten war wie später.) Zwischen drei und halb vier nachmittags verließ Paul die Wohnung. Solange er zur Volksschule ging, war der Tummelplatz die Straße, das Bad oder die Eisbahn. Mit dem Wechsel von der Volksschule zur Herderschule erweiterten sich die Spielplätze. Paul trat einem Schülerbund bei, dessen Gruppe sich einmal in der Woche versammelte, und gleichzeitig einem Sportverein. Der Club hieß Sportfreunde und spielte in Connewitz an der alten Gasanstalt. Obleich Paul die Jahre zuvor auf der Straße immer nur Fußball gespielt hatte, mußte er bei Sportfreunde Handball spielen. Seine Mutter hatte ihm klargemacht, daß sie kein Geld habe, um die teuren Fußballschuhe zu kaufen, aus denen er nach einem Jahr sicher herausgewachsen sein würde. Der Dress in der Handballabteilung des Vereins war derselbe wie seine Turnkleidung in der Schule: schwarze Hose, weißes Leibchen.

Die Sportfreunde 1900 e. V. waren ein bürgerlicher Verein. Ihre Leistungen in Tennis, Hockey und Leichtathletik waren bestenfalls mittelmäßig, gemessen an der Leistungsspitze der Stadt. Die Fußballabteilung hatte einige Spieler hervorgebracht, die über die Region hinaus bekannt waren, ja sogar international für Deutschland spielten. Das Glanzstück des Vereins war jedoch die Handballabteilung. In der ersten Mannschaft spielten vier Mann mit internationaler Erfahrung. Sie bildeten das Rückgrat der deutschen Olympiamannschaft von 1936. Sie gewannen damals Gold. Leipzig verfügte neben den Sportfreunden noch über eine zweite Spitzenmannschaft im Handball, das war die Spielvereinigung. Warum und wodurch die Stadt zu einer Hochburg des Handballs geworden war, ist nicht bekannt. Vermutlich hängt so etwas von Personenkonstellationen ab, Führerpersönlichkeiten und ihren Helfern, die zu begeistern verstehen, dann läuft alles weitere, der Erfolg ist gepachtet. Freilich gab es damals auch sportliche Monokulturen auf Betriebs- oder Berufsbasis. So war etwa Hannover in den zwanziger Jahren das deutsche Mekka des Football-Rugby. Von den zwölf Vereinen der deutschen oberen Liga waren acht im Großraum Hannover zu Hause. Rugby war der Kampfsport der Polizisten und der Marine. Doch blieben solche sportlichen Monokulturen bis 33 eher die Ausnahme. Erst nach 33 entwickelte die nazistische Sportführung in Anlehnung an berufsbezogene Sportarten einen Fächer von neuen Vereinen nichtprivaten Charakters. Das waren die Polizei- und Militärsportvereine, eine Vorwegnahme der Betriebssportvereine in der späteren DDR. Diese Sportpolitik führte zu einem allmählichen Niedergang der Leipziger Handballhochburg.

Die Sportfreunde hatten Anfang der dreißiger Jahre sechs Knabenhandballmannschaften. Paul, weil er für sein Alter groß und kräftig war, spielte von Anfang an in der ersten Mannschaft. Seine Mutter hatte, als er in den Verein eintreten wollte, eine Bedingung gestellt: durch das Spielen am Sonntag dürfe Pauls Gottesdienstbesuch nicht gefährdet werden. Als Paul ihr sagte, das könne er nicht regeln, ging sie zu Herrn Thiele, dem Coach und Cheftrainer der Mannschaft, und regelte das in ihrem Sinne. Diese erste Knabenmannschaft, die beste der Stadt und des Landkreises unter fast hundert Mannschaften, spielte auf Verlangen seiner Mutter zwei Jahre lang sonntags nie vor 11.00 Uhr, damit Paul vorher zur Messe gehen konnte. Die Mannschaft bestand nur aus Pennälern (Oberschülern). Die sprachen weit weniger über die politischen Ereignisse, als dies in der Klasse von Paul der Fall war. Sie trafen natürlich

auch seltener zusammen (zweimal in der Woche nachmittags zum Training, sonntags zum Spiel). Es ging immer nur um Spiel und Sieg. Der Erfolg war es, der diese Jungen zusammenhielt, und der Wille zur Leistung. Dabei waren sie nicht blauäugig — wie Sportler so oft. Ihr intellektueller Standard lag höher als der in Pauls Klasse. Sie waren freilich auch älter. Paul war mit zehn Jahren der jüngste.

Zwei Jahre spielte Paul Handball bei den Sportfreunden. Was er da im Umgang mit dem Ball und der Mannschaft gelernt hat, sollte ihm später nützlich sein. Daß er mit zwölf Jahren, also 1931, den Verein verließ und in die Fußballabteilung von Rasensport eintrat, hatte seinen Grund darin, daß er nach wie vor am liebsten Fußball spielte. Die Leitung der Rasensportler, die damals versuchten, eine starke Nachwuchsmannschaft aufzubauen, glaubten in Paul einen Spieler gefunden zu haben, der ihnen dabei helfen könnte. Sie warben ihn ab, indem sie erklärten, für Schuhe und Sportkleidung brauche er nicht zu sorgen. Der Vereinsvorsitzende ließ Paul seine Schuhe, solange dieser Mitglied blieb. Seine Mutter konnte da wenig einwenden, obgleich sie es lieber gesehen hätte, wenn Paul bei Herrn Thiele und den Sportfreunden geblieben wäre. Es war da besserer Umgang.

In der ersten Knabenmannschaft spielten nicht nur Pennäler, mehr als die Hälfte der Mannschaft ging zur Volksschule. Doch Paul kannte sie alle aus der Nachbarschaft als gute Kameraden. Ihr intellektuelles Niveau war dem der Sportfreundemannschaft und der Klasse Pauls nicht vergleichbar, sie waren zum Teil jünger.

Gebildet und geformt wurden Geist und Körper also bei Paul durch regelmäßige Sportpraxis. Die Fertigkeiten, die er dadurch erwarb, haben ihm während der ersten Kriegsjahre zu beträchtlichen Vorteilen bei seinen militärischen Einheiten verholfen. Die kontinuierliche Sport- und Spielbetrachtung (in der Rolle des Zuschauers) haben sein Unterscheidungsvermögen in Hinblick auf Leistung und Schönheit des Dargebotenen nicht weniger gefördert als der regelmäßige Besuch von Theatern und Konzerten.

Pauls Mutter betrieb musikalische Bildungsarbeit bei Paul systematisch vom 5. Lebensjahr an; sie wünschte sich nichts sehnlicher, als daß Paul mit zehn Jahren Mitglied der Chorknaben an der Dresdner Hofkirche werde. (Daß das Ziel verfehlt wurde, lag nicht an Pauls Stimme, sondern an einer Erkrankung, die zeitlich so ungünstig fiel, daß Paul, der die Aufnahmeprüfung in Dresden schon bestanden hatte, nicht mehr Sänger werden konnte.) Ein ähnliches Ziel lag nicht vor, wenn sie ihren Jungen ins Theater schickte. Der Anlaß dazu war für heutiges Verständnis schwer begreiflich, auch für damals nicht gerade üblich: Es mußte regnen oder schneien. Wenn Paul seine Schularbeiten gemacht hatte und es ein Tag des Dauerregens war, hatte Paul Weisung, weil ein Aufenthalt auf der Straße nicht ratsam war, entweder einen Kaufhausbummel zu machen oder die Nachmittagsvorstellung des Schauspielhauses (in der Sophienstraße, heute zerstört) zu besuchen. Beim Kaufhausbummel durften zehn Pfennige ausgegeben werden, meist für Erdnüsse, für den Besuch des Theaters 35 Pfennige (Stehplatz, in Sachsen »Dobb« genannt). Der Besuch einer Kinovorstellung aus gleichem Grund lag außerhalb der Vorstellungen seiner Mutter und auch seiner selbst. (Abgesehen vom Film »Der kleine Däumling« bei Eintritt in die Volksschule der Alexanderstraße hat Paul vor seinem zwölften Lebensjahr keinen Film gesehen, obgleich ihm ein Kinobesuch nicht verboten worden wäre. Aber am Wochenende wurde die Zeit von Sportplatzaktivitäten und Spielbesuchen voll bean-

spricht.) So sah Paul als Erstkläbler im Winter 1926/27 siebenmal im Schauspielhaus »Das tapfere Schneiderlein« — immer an Tagen mit Dauerregen oder Schneefall. Soweit erinnerlich hat ihn das Stück in keiner Wiederholung gelangweilt, obgleich er natürlich schon nach der dritten Vorstellung fast jeden Satz auswendig kannte, aber er war im Warmen, Trocknen, unter Menschen und fasziniert vom Spielen, Sprechen, Sich-Verwandeln. In den ersten Volksschuljahren blieb es bei solchen Besuchen von Kinderstücken, dann — noch auf der Volksschule — ging die Klasse in eine der improvisierten Bühnen auf dem Kleinmessegeleände (heute Zentralstadion) und sah die Operette »Im weißen Rössl am Wolfgangsee« (mit richtigen Pferden auf der Bühne). Nach dem Wechsel von der Volksschule zur höheren Schule begann Paul regelmäßig im Neuen Theater Spielopern zu besuchen, immer auf Stehplatz (über den Dritten Rang, Preis: 70 Pfennige). Die Repertoirewerke des frühen Verdi, Lortzings, Flotows und Mozarts wurden gesehen.

Erst als Quintaner (mit zwölf Jahren) wagte Paul auch Besuche im Alten Theater (der ersten Sprechbühne der Stadt). Wieder war der Grund dafür banal. Das Alte Theater war von Pauls Wohnung weiter entfernt als das Neue Theater und das Schauspielhaus (das lag »um die Ecke«). Spielbeginn der Häuser war 20.00 Uhr. Die leichteren Spielopern waren immer zu einem Zeitpunkt beendet, an welchem die Straßenbahnen noch fuhren. Paul benutzte sie nur, wenn es nach Ende der Vorstellung regnete. Der Weg zum Alten Theater war weiter, und er mußte an einzelnen Abenden in jedem Fall zu Fuß zurückgelegt werden, dann nämlich, wenn die Aufführungen länger dauerten, als Straßenbahnen fuhren. Dies war bei Pauls zweitem »großen« Theaterabend der Fall. Die Urfassung des Don Carlos, die das Alte Theater 1931 spielte, dauerte von 20.00 bis 1.30 Uhr morgens. Dieser Carlos und ein Hamlet — drei Monate zuvor — haben Pauls Theaterleidenschaft für mehr als fünfzig Jahre befeuert. Paul hat in seiner Leipziger Zeit (bis zur Zerstörung der Theater 1943) ca. 70 Opernaufführungen gesehen, Schauspiele weniger. Motetten der Thomaner am Freitagabend in der Thomaskirche regelmäßig. Seltener dagegen kam Paul ins Gewandhaus, den Musiksaal der Stadt. Er hat von den Chefs des Orchesters vor der Nazizeit keinen mehr gehört, weder Furtwängler (bis 1928) noch Bruno Walter (bis 1933). Abendroth während der dreißiger Jahre regelmäßig im Herbst. Außer ihm Steinberg und Schuricht. Das Gewandhausorchester war ihm vertraut, weil es ja in der Oper spielte. Er hielt es damals, wenn er auch keine Vergleichsmöglichkeiten besaß, für das beste Opernorchester Deutschlands, weil er sich ein besseres nicht vorstellen konnte. Er hat sich später, nachdem er die Orchester führender Opernhäuser gehört hatte, dahin korrigiert, daß sein Heimatorchester in der Oper nur von den Wiener Philharmonikern übertroffen würde. Die Ausstattung von Bühne und Garderoben waren — in Zeiten der großen Depression — bei bedeutenden Werken nicht weniger opulent als heute. Es wurde im allgemeinen realistisch-historisierend ausgestattet. In Ausnahmen auch abstrakt-stilisierend, so bei Balletten (Feuervogel), aber auch in Aida, wo drei Sängerkolonnen übereinanderstehend sangen. Die Personenführung der Regie war, verglichen mit heute, bescheiden. Statische Stellungen und chargierend-routinierte Gesten bei den Solisten. Sie gestalteten nicht durch Spiel und Bewegung, sondern durch Singen. Natürlich gab es auch Ausnahmen. Spielgestaltung kam erst nach 1933 auf die Bühne. Ob es damit zusammenhängt, daß die Aufführungen nach 33 besser besucht waren, so daß man sich mehr anstrengen mußte, weil mehr

erwartet wurde, ist schwer zu sagen. Paul war 1932 Zeuge einer Aufführung von Rossinis *Barbier* vor gezählten 85 Zuschauern (in einem Haus mit fast 1900 Plätzen). Die Belastung der Sänger und Choristen war vor 1933 groß. Sie spielten in einem Ensembletheater mit wenigen Spitzenkräften, alle, den Verhältnissen entsprechend, schlecht bezahlt. Ein Gast wurde nur herangezogen, wenn eine Aufführung nicht anders zu retten war. Innerhalb von zwölf Jahren hat Paul nur einmal einen solchen hausfremden Gast erlebt: Picaver als Siegfried für August Seider, der krank geworden war. Außer Irma Beilke, dem Salzburger Blondchen, die einem Vertrag mit dem Leipziger Theater, der Berliner Staatsoper und München hatte, waren alle anderen Sänger ausschließlich an ihre Vertragsbühne gebunden. Solange Paul in Leipzig Opern sah, ist es nicht einmal vorgekommen, daß Dresdner Gäste (Maria Cebotari, Margarete Teschemacher, Mathieu Ahlersmeyer) in Leipzig gesungen hätten. Obgleich Berlin alles, was damals Rang und Namen in der Sängerbühne hatte, an sich zu ziehen suchte — nur das Dresdner Ensemble blieb hier immer ein *rocher de bronze* gegenüber dem Berliner Werben —, stellte die Leipziger Bühne mit Frederik Dalberg den Bayreuther Hagen, Pogner und Fafner. Zusammen mit der Dresdner Staatskapelle stellten die Gewandhausmusiker mehr als 50 Prozent des Bayreuther Festspielorchesters. Trotz alledem: Die Leipziger Oper war vor 33 und blieb nach 33, verglichen mit Berlin und Dresden, Provinz.

Noch provinzieller — verglichen mit Berlin — waren die Leipziger Sprechbühnen. An großen, über Leipzig hinaus bekannten Gestalten, die einen Vergleich mit Berliner Spitzenkräften aushielten, könnte man nennen: sicher Lina Carstens, vielleicht Peter Stanchina, Alexander Golling, später den blutjungen Peter Lühr und die noch jüngere Agnes Fink. Aber es wurde damals gut gesprochen, es wurde kühn inszeniert, freier und kesser als an der Oper, und es gab keine Scheu vor den ganz großen Stücken. Auch hier Ensembleleistung. Man reiste nicht. Die Truppe war zahlenmäßig zu klein, jeder im Durchschnitt wöchentlich drei- bis viermal auf der Bühne (neben der Probenarbeit), verglichen mit den Einsätzen auf Provinzbühnen, die alle durchgemacht hatten, bevor sie nach Leipzig geholt wurden, Fortschritt, Erleichterung. Von Frau Carstens abgesehen hatte keiner der Künstler damals Zugang zum Film (wie viele Berliner Kollegen).

### *Gruppenleben*

Während die sportlichen Aktivitäten Pauls immer an Mitgliedschaften in Mannschaften gebunden waren, weil er nur Mannschaftssport betrieb, blieb er als Theaterbesucher Solist. Er ist nie mit jemanden ins Theater, in die Oper, ins Konzert oder in Motetten gegangen. Die Freunde der Straße, mit denen er aufgewachsen war, hatten kein Interesse an solchen Besuchen — auch mit ihnen wurde ja nur Fußball oder Eishockey gespielt —, die Klassenkameraden waren ähnlich uninteressiert. Das galt auffallend auch für Pauls neue Freunde im Schülerbund Neudeutschland. Ihm trat Paul nach dem Wechsel von der Volksschule zur höheren Schule (1930) bei. Das heißt, er wurde von Mitgliedern des Bundes angeworben oder gekeilt. Neudeutschland oder ND — ein 1919 gegründeter Bund für katholische höhere Schüler — war in Leipzig mit einer Großgruppe vertreten. Nicht auf pfarrlicher Ebene gab es diese Jugendgruppen, dafür war die Diasporasituation zu extrem, sondern für die ganze Stadt eine Großgruppe, die sich entsprechend dem Gliederungssystem der höheren Schulen nach

dem Alter der Mitglieder dreifach aufteilte. Paul trat also in die ND-Gruppe der jüngeren Pennäler (Sexta bis Quarta) ein. Sie wurde wie die beiden anderen ND-Gruppen (Mittel- und Oberstufe) von Gymnasiasten, nicht Realschülern, dominiert. In der Gruppe waren fünfzehn Jungen. Führer war ein siebzehnjähriger Obersekundaner, Ernst Untermann. Er unterstand einem Oberprimaner, Wilhelm Engelkoch, dem Chef der drei Gruppen. Führer und Mitglieder des Bundes ND kamen in Leipzig damals fast nur aus Akademikerfamilien, die freilich zum Teil wirtschaftlich nicht weniger hart betroffen waren als Arbeiter und mittlere Angestellte, die aber auch in Zeiten größter Not ihren Lebensstil und ihre Attitüden nicht aufgaben. Leipzig zählte 1934 720 000 Einwohner, davon waren 29 000 Katholiken. Von diesen praktizierten regelmäßig knapp 30 Prozent in fünf Pfarreien der Stadt. (Schlaglicht auf die Diasporasituation des Landes: Zwischen Leipzig und Chemnitz — das sind 94 km — gab es 1934 nicht eine einzige katholische Kirche und Gemeinde.) Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der katholischen Diasporasituation Leipzigs, daß die Katholiken mit akademischer Bildung zu den sozialen Spitzen der Stadt gehörten: Reichsgerichtsräte, Professoren, der Direktor der Sternwarte, der Direktor des Arbeitsamtes und sehr reiche Unternehmer und Fabrikanten. Deren Söhne bildeten den neuen Umgang Pauls in der ND-Gruppe. Das soziale Herkommen der Jungen dieser Gruppe spielte keine Rolle für den Umgang miteinander. Das Bewußtsein, in der Diasporasituation Leipzigs katholisch zu sein und füreinander dasein zu müssen, war stärker als sozialer Anspruch oder Kastengesinnung. Verbindend war ferner — vordergründig — die Lust an der pfadfinderhaften Existenz — ein Programmelement des Bundes ND, der neben religiös-kirchlicher Orientierung auch bewußt die Tradition der Jugendbewegung zu pflegen suchte: Gruppenabend, Zupfgeigenhansl, Fahrt, Schnitzeljagd, Lagerfeuer. Der Vater des Gruppenführers Erich Untermann war sich nicht zu schade, die Gruppe, wenn sie ins Zeltlager ging, in drei Fuhren sechzig, siebenzig Kilometer weit von Leipzig entfernt in seinem Nash zu fahren. Man hielt zusammen, traf sich einmal in der Woche im Heim der Gruppe, erst im Kellergeschoß der Villa Kasper in der Tauchnitzstraße, nach 1931 in der Sternwarte bei Hopmans. Dort wurde gesungen und geplant. Eine direkte religiös-kirchliche Betreuung der Gruppe durch einen Geistlichen gab es zu keiner Zeit. Religiöse Unterweisung spielte für die Jungen keine Rolle. Dies war für die damals Zehn- bis Zwölfjährigen anders in politischen Fragen. Die Abgrenzung gegenüber den NS-Verbänden war eindeutig, nicht so eindeutig hingegen gegenüber den sozialistischen und bürgerlichen Jugendverbänden. Plakatzerstörungen betrafen immer NS-Plakate. Die Söhne des Arbeitsdirektors, von denen der älteste nach Untermann die Gruppe leitete, haben noch nach dem 30. Januar 1933 alle Schaufenster, die mit Heil-Hitler beschriftet waren, in nächtlichen Klebeaktionen in Heil-Hitler-Beschriftungen geändert, was, wären sie dabei erwischt worden, mit einem Aufenthalt in Hohnstein (Elbsandsteingebirge), dem ersten improvisierten KZ Sachsens, bestraft worden wäre.

Wenn die Erinnerung nicht trügt, war es der Wechsel der Gruppenführung, der Paul veranlaßte, aus der Gruppe auszuschneiden. Dem Wechsel der Führung entsprach auch eine Umschichtung der Gefolgschaft. Ein Teil der Mitglieder verließ 1932 die Unterstufengruppe und wechselte in die Mittelstufengruppe über. Paul ging in die Sturmchar, eine seit 1926 bestehende Eliteformation des Bundes Deutscher Katholischer Jugend, angesiedelt auf Pfarrebene — es kamen also nicht wie bei ND die

altersgleichen Mitglieder aus der ganzen Stadt in einer Gruppe zusammen — und nicht gebunden an schulische Voraussetzungen. Diese Neuschöpfung hatte vor allem politische Gründe. Man wollte einen numerisch starken Jugendverband (BDKJ: 350 000 Mitglieder, Sturmschar: 35 000), nicht die vielen Jugendgrüppchen aus der Tradition des katholischen Vereins- und Verbandswesens des 19. Jahrhunderts. Auch die Jünglings- und Jungfrauenvereine schienen für die bevorstehenden Auseinandersetzungen nicht geeignet. Die Düsseldorfer Jugendführung, das waren an erster Stelle der damalige Prälat Ludwig Wolker und Franz Steber, hatte wohl die Unmöglichkeit erkannt, die katholische Jugend innerhalb des Zentrums auf dem Territorium des Reiches wirkungsvoll zu organisieren, zum einen, da die Jugendorganisation der Zentrumspartei, die Windthorstjugend, nur regional, so vor allem im Rheinland, in Westfalen, Schlesien und Baden ihre Schwerpunkte hatte und nur da über Einfluß verfügte, zum andern weil das damalige Zentrum, seine und Deutschlands politische Zukunft betreffend, zu einem gefährlichen Optimismus neigte (das galt schon zu Zeiten der Reichskanzlerschaft Brüning). Die aktuelle politische Situation war freilich nicht der Grund, weshalb Paul der Sturmschar beitrug. Neben den genannten Veränderungen in der ND-Gruppe war es vor allem Pauls Bekanntschaft mit mehreren Mitgliedern der neuen Gruppe. Sie alle waren ehemalige Volksschüler und standen im Lehrlings- bzw. Ausbildungsverhältnis, alle waren handfeste Praktiker. Sie waren auf der Grundschule Mitschüler von Pauls Schwester gewesen. Daher kannte sie Paul. Sie waren politisch genauso interessiert wie die Pennäler der ND-Gruppe und die Klassenkameraden Pauls in der Herderschule. Sie standen freilich der Welt der Sozialdemokraten und Kommunisten weit näher als die ND-Schüler.

Die neue Gruppe wanderte nicht, hielt auch nicht viel von Lagerfeuern. Sie hatte und machte kein Programm, hatte nicht einmal feste Gruppenstunden. Sie besaß ein Zentrum, wo man sich traf, wenn man Lust danach hatte. Das war ein Garten, weit draußen im Zschocherschen gelegen; man mußte, um ihn zu erreichen, mit dem Rad oder der Straßenbahn fahren. Dort bauten die Jungen Salat und Tomaten, Bohnen und Erdbeeren und vor allem Blumen an. Nicht weil man hungerte und Mutters Küche aufbessern wollte. Nein, allein des Anbauens wegen baute man an. Sagen zu können: Das ist unsere Arbeit, unser Wachstum, seht, wie herrlich Früchte und Blumen stehen: ein Stück Vergilscher *Georgica* und *Bucolica* in einem, wenn die Jungen an den Sommerabenden im Gras lagen, einen Halm zwischen den Lippen, und in den verglühenden Himmel hineinträumten. Auch das gab es im Leipzig der Straßenschlachten rund um das Neue Rathaus.

Die Gruppe hatte einen geistlichen Führer, den sie im Gegensatz zum Spiritual der ND-Gruppe auch zu Gesicht bekam. Er hieß Theodor Heer, war der jüngste Kaplan der Pfarrei und Propstei St. Trinitatis, der Mutterpfarrei Leipzigs. Wie alle Geistlichen der Stadt war er kein gebürtiger Sachse, er stammte aus Landshut, war in München aufgewachsen und hatte bei den Jesuiten in Innsbruck studiert. Mit 29 Jahren kam er nach Leipzig. Er gründete die Sturmschargruppe, war mit den Jungen, wann immer es ihm die Zeit gestattete, zusammen und gärtnernte mit ihnen um die Wette. Paul kann sich nicht erinnern, von Heer jemals religiöse Ermahnungen oder Instruktionen gehört zu haben, wohl aber mehr als einmal Überlegungen zur Frage: Was wird aus uns, wenn sie (die Nazis) kommen? Was machen wir, damit sie uns nicht vereinnahmen? Heer war davon überzeugt, daß sie kommen würden und jedem an den Kragen

gingen, der sich ihnen nicht anpaßte. Die Gruppe fand — verständlich — keine Antwort auf Situationen, die noch gar nicht eingetreten und schwer vorstellbar waren. Sie machte sich Mut, indem sie demonstrativ lärmte (Sprechchöre: Deutschland erwache — Christus entgegen! Oder: Für Christus und ein neues Deutschland!), wo immer sich dazu Gelegenheit bot. Sie gründete einen Fanfarenbläserchor, der bei kirchlichen Veranstaltungen und bei Treffen mit anderen Gruppen die Kampfesfreude der Gruppe zu signalisieren hatte. Das Bewußtsein in den Jahren nach 30 und besonders nach 32 war in dieser Stadt überlagert vom politischen Exzeß. Das politische Geschehen in Berlin, in Parlament und Regierung, interessierte die Jungen wenig. Die nicht abreißenden Ströme stempelngender Arbeitsloser sahen sie täglich, die Gulaschkanonen der Heilsarmee und der Quäker in der Münzgasse ebenso. Die Freizeitbeschäftigungen Sport, Theater, Gruppenleben waren keine Flucht vor den Realitäten dieses Alltags, sondern Zäsuren der Erholung. Die Religion — so schien es — schuf sie nicht, sie verschaffte nicht den nötigen Atem, um durchzustehen. Der wurde auf niederer, auf vegetativer Ebene gewonnen. Ganz sicher ist das natürlich nicht. Auffallend ist nur, daß Paul sich an kein religiös-kirchliches Ereignis in diesen Jahren mehr erinnern kann, an keine Predigt, keinen Gottesdienst, nicht einmal an ein religiöses Buch, das ihm im Gedächtnis geblieben wäre. (Das einzige, woran er sich erinnern kann, sind die drei Kreuzel, die seine Mutter auf jedes frische Brot machte, bevor sie es anschnitt.) Auch was er später von seinen Eltern zu dieser Frage erfahren hat, ist dürftig — fast ein Nichts. Seine Mutter besuchte regelmäßig die Versammlungen des Müttervereins, sein Vater war in keiner kirchlichen Vereinigung Mitglied. Die Familienmitglieder gingen sonntags — jedes zur Zeit seiner Wahl — zur Messe, jeder verrichtete sein Morgen- und Abendgebet privat, gemeinsam waren nur die Tischgebete. Das war alles an religiöser Praxis. Es gibt zu dieser Zeit nicht einen einzigen Anhaltspunkt weder für Paul noch für seine Eltern, der darauf hingewiesen hätte, daß Paul sich für eine Existenz im Kloster entscheiden könnte.

#### FÜR MARIANNE

Daß es dennoch dazu kam, ist Ihnen bekannt. Und auch, daß dieser Weg sein Ziel nicht erreicht hat. Doch bevor ich auf diese seltsame und folgenschwere Wendemarke in Pauls Leben zu sprechen komme, möchte ich Ihren Blick auf die Pauls Leben bestimmenden Faktoren richten. Es sind wie in jedem Leben solche der Erziehung, funktional durch Nähe, Vorbild der Eltern, Lehrer, Geistlichen, ja auch Mitschüler, Sport- und Gruppenkameraden. Eine direkte Beeinflussung: »Du sollst . . ., das darfst Du nicht!, kommt gar nicht in Frage«, gab es damals gegenüber Paul nicht. Und natürlich Erziehung durch Milieu. Aber das Milieu, das Paul geprägt hat, war kein einheitliches Milieu, es waren mehrere Milieus, die streng genommen, sich ausschlossen, konträr zueinanderstanden, und die doch, da Paul sich in ihnen zu bewegen hatte, harmonisch bildend auf ihn einwirkten. Vielleicht ist das nur in einer Großstadt vom besonderen Zuschnitt Leipzigs möglich. Heutige Theoretiker, Pädagogen und Sozialwissenschaftler würden ein solches Sich-Bewegen in verschiedenen sozialen Milieus gleichzeitig, wenn sie es schon nicht als Selbsttäuschung abqualifizierten, so doch als einen sicheren Weg in den Identitätsverlust bezeichnen. Doch davon kann im Falle Pauls nicht die Rede sein. Er hat nie im Bewußtsein gelebt und darunter gelitten, er

wisse nicht, wer er sei und wohin er gehöre oder daß er der Spielball wohlwollender oder makabrer Einflüsse sei. Man kann seine Bewußtseinslage — damals in den dreißiger Jahren — damit zu erklären suchen, daß die soziale Umwälzung, nicht die vordergründig wirtschaftliche der Armut und des Elends der sechs Millionen Arbeitslosen, sondern die Umwälzung durch Druck der Nazidiktatur zur Anpassung und zum Opportunismus, eine Persönlichkeitsbildung im herkömmlichen Sinne erschwert oder unmöglich gemacht habe. Zur geistigen Konstitution Pauls jedenfalls gehört, unabhängig vom Einfluß der Zeit, daß er bis heute immer auf zwei Beinen gestanden hat, einem »linken« und einem »rechten«, und dies nicht nur theoretisch, etwa so, daß er gleichzeitig ein Faible für Fortschrittlich-Linke und eine Schwäche für konservative Traditionalisten gehabt hätte. Kein Doppelleben in der Theorie, wohl aber in der Praxis der Existenz, in Begegnungen, Freundschaften — das ist für Pauls Leben bezeichnend.

Führte dies damals nicht zu einem Identitätsverlust, so doch zur Aussonderung, zu einer Außenseiterexistenz. Auch dies von Anfang an. Es gab bei ihm immer nur punktuelle Integration, in der Schulklasse, in der Handball- und Fußballmannschaft, in der Jugendgruppe. Diese partikulären Integrationen schlossen fast immer einander aus. Der Gewinn solcher Außenseiterexistenz bestand in Distanz und Unabhängigkeit, ihre Gefahr in Frustration und im Abgleiten in Zynismus, Gefahren, denen Paul zumal während der Kriegsjahre nicht immer entgehen sollte. Doch fiel er ihnen nicht zum Opfer (weil sich immer Menschen fanden, die ihn durch die Gefahren trugen). Die Außenseiterexistenz und die damit gewonnene Distanz und Unabhängigkeit zeigte sich ferner darin, daß Paul nie der erste, nie Repräsentant einer Unternehmung war. Er war nur der Einfädler, der »Drahtzieher«, wie seine Lehrer, unabhängig voneinander, festgestellt hatten. Paul stand immer im zweiten Glied und besorgte die Geschäfte der Ersten, letztlich waren es seine Geschäfte. Mit einer solchen Konstanz durch die Zeitläufe, daß ich heute fast sicher bin, daß Pauls Handeln und Bewirken aus dem Hintergrund heraus nicht nur Ergebnis seiner Außenseiterexistenz war. Es war sicher auch Angst, Timidität vor möglichen Gegnern. Ich berichte Ihnen das, damit Sie Pauls weiteren Lebensweg besser verstehen können. Und ich habe Ihnen das alles auch erzählt, um Ihnen zu verdeutlichen, in welchem Ausmaß Paul von dieser Stadt, ihrem Geist, ihrer Weite und ihrer Härte geprägt worden ist. Er hat die Stadt geliebt, und es bleibt unbegreiflich, warum er sie 1934 verließ und versuchte, sich eine neue Existenz zu bauen.

Was wollte denn Paul, als er sich entschloß, nach Vaalen in der Eifel zu gehen? In eine Missionschule, von Patres unterhalten, die an dieser Stätte ihren Nachwuchs heranzubilden suchten? Er wollte Missionar werden. Er wollte in die ferne, nicht nur weite Welt. Japan war sein erklärtes Ziel. Dort an einer katholischen Universität lehren, er wußte nicht einmal zu sagen, in welchem Fach. Vielleicht hat die damalige Japanmode dabei mitgespielt. Als er seine Absicht seinem Jugendseelsorger mitteilte — das war der besagte Theodor Heer —, meinte dieser, der Weg sei nur innerhalb und mit Hilfe einer Missionsgesellschaft zu gehen. Das bedeute Mitgliedschaft in einem Missionsorden, und zwar, wenn er, Paul, eine höhere Lehrtätigkeit anstrebe, Mitgliedschaft als Priester. Paul — ich kann Ihnen das verbürgt berichten — blieb Zeit seines Lebens geschockt von dieser Auskunft. Denn er wollte ja gar nicht Priester werden, hatte nie daran gedacht, in einen Orden oder eine kirchliche Sozietät

einzutreten. Aber sein Wille, in der fernen Welt etwas zu bewirken, war so stark, daß er glaubte, das Wagnis auf sich nehmen zu sollen, etwas zu werden, was er gar nicht werden wollte. Niemand hinderte ihn in Leipzig an der Verfolgung seines Weges, auch wenn seine Eltern nicht wußten, woran sie mit ihm waren, und seine Mutter spürte, daß da Ziele angesteuert wurden, die so rein, wie sie ihrem Sohn vor Augen standen, nicht zu verwirklichen waren. Doch da schon Nazizeit war, und Heer, der Seelsorger, und Neumann, der Freund ihres Sohnes, ihr eindringlich zuredeten, war sie mit Pauls Weggang einverstanden. Sein Vater sagte gar nichts. Die Arbeitskollegen: Gut, daß der Junge aus der (politischen) Schußlinie kommt. Genau dasselbe vermutete die Nachbarschaft in der Lützwstraße.

Wenn ich Ihnen sage, daß der Entscheid, nach Vaalen zu gehen, allein Pauls Entscheidung war: daß das, was ihn dort erwartete, von ihm, dem noch nicht Fünfzehnjährigen, nicht vorauszusehen war; daß er nur eines Zieles wegen den Schritt dahin wagte, nämlich Missionar in einer fremden, weit weggelegenen Welt zu werden und die davon nicht ablösbaren Bedingungen, nämlich Ordensmitgliedschaft und Priestertum, leichten Sinnes — gleichsam en passant — glaubte miterfüllen zu können, so weist das alles auf eine Leidenschaft für die Ferne hin, die in dieser Intensität ungewöhnlich ist. Sie läßt sich aus der damaligen Leipziger politischen Situation allein nicht erklären. Wenn man nach einer Erklärung für dieses Pathos der Ferne bei Paul unbedingt suchen will, dann sicher nicht auf dem Wege der Eingrenzung: daß ihm das Zuhause stank, die Schule ihm zuwider war, die Stadt und ihre Angebote ihn anödeten — nichts davon. Wohl, daß ihn die Freunde nicht hielten, weil er spürte, daß die Druckwellen, die von den Nazis ausgingen, auch sehr festgefügte Bastionen unterspülten, Freundschaften allmählich, aber sicher lösten. Das galt auch für die nahen, um nicht zu sagen intimen Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen in dieser Zeit. Paul, der Sportler — das mag seinen Weggang erleichtert haben — hatte damals keine »Flamme«.

Aber zu bedenken ist ja nicht der Wechsel von Leipzig nach Vaalen, das Sich-Verändern um noch nicht einmal 600 Kilometer Entfernung, sondern der Drang Pauls in die Ferne, in eine wesentlich andere Welt, und zwar nicht als Tourist, Voyeur oder Abenteurer auf Zeit, sondern Absetzung auf Dauer, verbunden mit der ernstesten Aufgabe zu lehren. Warum gerade zu lehren, bleibt bis heute unerfindlich. Sie dürfen mir das glauben: Pauls Leben hat immer wieder gezeigt, daß Lehren und Unterweisen von Angesicht zu Angesicht nicht in den Rahmen seiner Begabung fällt. Das hätte sich wahrscheinlich, hätte er es in den Ländern Fernosts versucht, sehr rasch herausgestellt.

Es mag der Einfluß von Botows — seinem Nachbarn, dem Reuter-Korrespondenten in Bombay, und seinen Erlebnissen in Mittel- und Fernost — für Pauls Blickrichtung »Weit weg« eine Rolle mitgespielt haben. Aber Pauls Gespräche mit ihm erklären noch lange nicht alles. Vielleicht führt folgendes weiter:

Paul besaß ein Briefmarkenalbum seines Großvaters. Es war ein schöner graublauer Band in Quartformat. Das Album war dick, es enthielt nämlich viele Marken, und die waren, als Pauls Großvater sammelte, wesentlich stärker und schwerer als heute. Der Großvater war im Jahre 1836 geboren, er starb 1894. Er war der Vertriebsleiter der Aeulener Glashütte. Was die Hütte an Glaswaren verschickte, war wie die Geschäftsvorgänge auch heute mit Korrespondenzen und Post verbunden. Das war vor 1850

nicht so gewesen. Da verfügte die Hütte über einen Stab von Austrägern, Männern und Frauen, die das Glas in Kiepen (auf dem Rücken) zum Kunden trugen. Der Raum, der auf diese Weise mit dem Angebot der Hütte bekannt gemacht wurde, war begrenzt: Baden, Schweiz, Elsaß, Vorderösterreich und das schwäbische Land. Soweit reichte der Ausmarsch der Glasträger. Das änderte sich erst um die Mitte des Jahrhunderts mit der Einführung eines immer weiter und dichter geknüpften Netzes staatlich betriebener Postlinien. Die Jahre zwischen 1840 und 1850 sind die Geburtsjahre unserer Briefmarken. Pauls Großvater hatte Mitte der sechziger Jahre die Aufgaben des Vertriebschefs der Aeulener Hütte übernommen. Er hat den Betrieb geleitet bis zum Brand der Hütte Anfang der neunziger Jahre: das war dann auch das Ende der Genossenschaft. Ein Ergebnis seiner Buchführung war dieses Briefmarkenalbum. Es enthielt alle Sätze deutscher Groß- und Kleinstaaten ab 1848, in ihm fand Paul viele Briefmarkenserien europäischer Staaten bis nach Skandinavien und Polen. Aber seine besondere Aufmerksamkeit galt den Marken aus Fernost.

Während das Album nur wenige Marken aus Amerika enthielt, war Paul immer wieder erstaunt über den Reichtum an Marken aus Mittel- und Fernost: Indien, Birma, Annam, Malaka, Philippinen, Niederländisch-Indien, ja sogar Guinea. Die schönsten waren die japanischen. Es ist bis heute nicht geklärt, auf welche Weise damals derartige Geschäftsverbindungen zwischen dem 56-Personen-Dorf Aeule im Hochschwarzwald (das waren die drei Hütteneigentümerfamilien mit ihrem Tross) und den überseeischen Ländern geknüpft werden konnten. Auch die Monographie des jüngeren Wohlleb über die Glasbläser im südlichen Schwarzwald weiß nichts darüber zu sagen.

Betrachtet man heute die Aeulener Gläser (im Augustiner-Museum in Freiburg und im Franziskaner-Museum in Villingen), dann liegt es nahe anzunehmen, daß Besucher aus dem Fernen Osten über Schliff, Farbenpracht und Gravour nicht weniger entzückt gewesen sind als die heutigen Betrachter der Gläser. Vor diesem Album saß Paul in diesen Jahren an Regentagen oft stundenlang.

## EINE KATHOLISCHE JUGEND

### *Vaalen*

Ostern 1934 verließ Paul Leipzig. Er fuhr in einer fast zehnstündigen Eisenbahnfahrt über Kassel, Paderborn, Wuppertal, Köln, Aachen nach Vaalen, einem Städtchen zwischen Aachen und Eupen gelegen. Diese Fahrt sollte sich für ihn in den folgenden vier Jahren jährlich einmal wiederholen, immer dann, wenn er nach den vier Wochen dauernden Sommerferien, die er in Leipzig verbrachte, wieder nach Vaalen zurückkehrte.

Seine neue Heimat war nicht Vaalen, der Ort war nur Bahnstation. Sondern der Nusshof bei Gotting, ein landwirtschaftliches Anwesen mit 620 Morgen Land. Hier stand die Schule. Sie nannte sich offiziell »Missionsschule St. Raphael. Lehranstalt nach Art der Aufbauschule«. Ihr angegliedert war ein Internat. Externe waren nicht zugelassen. Die Schule war eine »Presse«, freilich nicht in dem Sinne, daß sie Schüler, die auf normalen Schulen nicht mitkamen, entweder zur mittleren Reife oder zum

Abitur führte, sondern daß sie Schülern, die dreizehn Jahre oder älter waren, innerhalb von fünf Jahren den Lehrstoff von sieben Schuljahren vermittelte. Man begann in Quarta mit dem Lehrstoff von Sexta und Quinta und schloß ab mit Obersekunda. Bis zu dieser Klasse mußte der gesamte Lehrstoff so behandelt sein, daß die Schüler auf eine Anstalt wechseln konnten, die das Recht zur Abschlußprüfung besaß. Die Vaalener Schule hatte als staatlich zugelassene Anstalt dieses Recht nicht; sie schickte daher ihre Primaner für das letzte Jahr auf die Missionsschule Hadern im Saargebiet, ein staatlich anerkanntes Privatgymnasium mit dem Recht zur Abschlußprüfung. Beide Anstalten gehörten einer Missionsgesellschaft.

Deren Gründer wollte ursprünglich keinen Orden, sondern eine freie Anstalt zur Heranbildung von Missionaren gründen. Als der Plan sich nicht verwirklichen ließ (er hätte genau den Wünschen Pauls entsprochen), gründete der Priester eine religiöse Genossenschaft mit einfachen öffentlichen, Rom vorbehaltenen Gelübden. Das war im Jahre 1867. Die Gesellschaft entwickelte sich rasch. Sie bestand bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges aus Priestern, Brüdern und Schwestern. Ihre Aufgabe sah sie in der Glaubensverkündigung und Seelsorge in nichtchristlichen priesterarmen Ländern, ferner in Erziehung und Unterricht sowie Volksmission.

Die Vaalener Schule hatte unter den sechs Nachwuchsschulen der Missionsgesellschaft eine besondere Aufgabe. Sie stand im Dienste sogenannter Spätberufe. Während die anderen Internate der Gesellschaft Schüler nach Abschluß der Grundschule, also mit zehn Jahren, in die Sexta aufnahmen und ihnen eine anfangs neun-, später achtjährige Gymnasialbildung zukommen ließen, besuchten nur ältere Jungen und Jünglinge die Vaalener Anstalt. Das hatte zwei Folgen. Einmal setzte sich die Schülerschaft in Vaalen aus jungen Leuten zusammen, die aus allen Provinzen des Deutschen Reiches kamen: Ostpreußen, Schlesier, Schleswig-Holsteiner, Schwaben usw., wenn auch die Mehrzahl Rheinländer und Westfalen waren. Zum andern gab es in den Schulklassen kein einheitliches Lebensalter der Schüler. In der Klasse von Paul waren die jüngsten dreizehn, die ältesten sechsundzwanzig, der Durchschnitt lag bei siebzehn auf achtzehn Jahren. Die Altersunterschiede bestimmten Stil und Niveau der Klassen. Die jüngeren orientierten sich wie selbstverständlich an der Reife der älteren. Spannungen zwischen den weit gefächerten Lebensaltern hat es nach Pauls Erfahrung zu keinem Zeitpunkt der fünf Jahre seines Aufenthaltes in Vaalen gegeben. Alle Schüler galten als Spätberufe, also als Kandidaten zum Priester- und Ordensstand auf der Basis freier Entscheidung. Ziel eines jeden war eine missionarische Existenz innerhalb des von der Gesellschaft gezogenen Rahmens.

Als Paul 1934 in die Schule eintrat, zählte sie 190 Schüler in sieben Klassen. Die Aufnahme der Schüler erfolgte Ostern und nach den Sommerferien. So hatten Quarta und Untertertia, die beiden untersten Klassen im Vaalener System, Parallelklassen. Da die Auslese streng und die Anforderungen des Unterrichts hoch waren — vor allem für die älteren, über zwanzigjährigen Schüler —, war die Zahl der Sitzenbleiber beträchtlich. Wer zweimal hintereinander sitzenblieb, mußte die Schule verlassen.

Der Unterrichtsablauf entsprach dem englischer Internate. Täglich, außer Sonntag und Donnerstag, den beiden schulfreien Tagen, war von 7.45 bis 8.15 Studiensilentium; 8.15 bis 8.40 Freizeit; 8.45 bis 12.15 vier Unterrichtsstunden, 12.30 Mittagessen, anschließend frei bis 14.00; von 14.00 bis 14.45 Studiensilentium; von 14.45 bis 16.15 zwei Unterrichtsstunden; von 17.00 bis 19.00 Studiensilentium. Danach Abend-

essen und Freizeit. Im Winter wurden die Lampen der Schafsäle um 21.00, im Sommer um 21.30 gelöscht. Aufzustehen war im Sommer um 5.15, im Winter um 5.45, sonntags um 6.00. Jede Woche hatte dreißig Unterrichtsstunden. Davon entfielen in den ersten beiden Schuljahren auf Latein wöchentlich 12 Stunden (täglich zwei Stunden, freitags und samstags je drei). Deutsch, Griechisch (ab Untertertia, also im zweiten Schuljahr des Vaalener Systems) je drei Stunden pro Woche, desgleichen Mathematik; alle anderen Fächer je zwei. Turnunterricht und Schwimmen gab es vor 1937 in der Schule nicht.

In der Unter- und Mittelstufe wurde vor allem gepaukt. In Griechisch von Anfang an in der letzten Unterrichtsstunde der Woche vorgelesen; im ersten Jahr Odyssee und Ilias in der Voss'schen Übersetzung, später Ausschnitte aus allen Gebieten der großen griechischen Literatur. Im Deutschunterricht gab es schon früh Dramenlesungen mit verteilten Rollen. Außer einigen Passagen von Hans Grimm, Erwin Guido Kolbenheyer und Hanns Jost wurde an NS-Literatur nichts gelesen, Lyrik spielte im Deutschunterricht keine Rolle.

Von lateinischen Autoren wurden während der fünfeinhalb Jahre in Ausschnitten gelesen: Caesar, Nepos, Ovid, Sallust, Cicero, Vergil, Tacitus, Horaz. Im Griechischen: Homer (Odyssee), Xenophon, Apologie, Kriton, Herodot, Thukydides, Sophokles, Ignatius (Antiochien), Homer (Ilias). Pauls Klasse verabschiedete sich im Frühjahr 1939 von der Vaalener Lehrerschaft mit einem literarischen Abend, an welchem Gedichte und Dramenauszüge vergleichbaren Inhaltes auf Griechisch, Lateinisch und Deutsch vorgetragen wurden. Wenn auch die klassischen Sprachen in diesem Unterrichtssystem dominierten, so kamen doch nicht alle Nebenfächer zu kurz. Sicher Turnen, Boxen und Schwimmen (in den NS-Jahren wichtige Schulfächer): sie existierten in Vaalen nicht. Auch Physik und Chemie waren mehr formaliter im Unterrichtsprogramm. Hingegen war der Unterricht in Geschichte und Geographie besser als in Leipzig.

Die Schüler verwalteten sich selbst, das heißt ihre Tätigkeiten in Schule und Freizeit. Die Gemeinschaft aller Schüler besaß einen Innensenior — er war für alle Klassen zuständig; er hatte für die Sauberhaltung der Räumlichkeiten zu sorgen (Schrubb-, Bohner-, Fensterputz- und Kehrdienste), aber auch Küchenspüldienst und Aufträger (im Speisesaal) zu organisieren; einen Außensenior, der die Klassen oder Teile von ihnen zur Garten- und Feldarbeit einteilte; einen Arbeitssenior, der das Werkeln der Jungen in Gipserei, Schneiderei, Malerei, Devotionalienfabrikation — alle diese Produkte gingen in die Missionen — zu überwachen hatte. Diese Chefs waren allen Schülern gegenüber weisungsbefugt. Dazu hatte jede Klasse einen Studiensenior, der für die Einhaltung des Studiensilentiums verantwortlich war (eine unproblematische Aufgabe in Vaalen), und einen Klassensenior, unterstützt von einem Vize, die die Interessen und Wünsche ihrer Klasse gegenüber den Haussenoren vertraten. Außerdem waren sie Sprecher der Klasse vor den Patres Präfekten. Ihren Mitschülern gegenüber waren auch sie weisungsbefugt.

Die Selbstverwaltung der Schüler und die Nutzung ihrer Arbeitskraft für Pflege und Erhalt von Schule, Kloster, Garten und Landwirtschaft hatte für die Leitung der Anstalt, aber auch für die Provinzzentrale der Gesellschaft den Vorteil, daß sie auf Fremdhilfen im Wirtschaftsbereich fast ganz verzichten konnte. Es gab nur ein paar Hilfskräfte in der Landwirtschaft. Die Verantwortung für die wirtschaftlichen Teilbe-

reiche lag in den Händen der Ordensbrüder. Es waren ungefähr fünfzehn, die in Absprache mit den Schülerseunioren die Arbeit organisierten. Die Anstalt war weitgehend Selbstversorger. Sie trug sich im ersten Jahrfünft der dreißiger Jahre ohne finanzielle Zuschüsse, einmal durch Einkünfte aus der Landwirtschaft, dann durch die Erträge aus den pastoralen Aktivitäten der Patres und schließlich aus den freilich recht bescheidenen Pensionszahlungen der Schüler. Der jährliche Pensionspreis pro Schüler betrug für Unterbringung, Pension, Schule und Freizeitgestaltung 500 Reichsmark. Die Schüler zahlten jedoch nur etwas über 100 Reichsmark. Das war eine Bedingung der Stifter bei der Schenkung des Nushofes, des landwirtschaftlichen Grundbesitzes also, an die Missionsgesellschaft gewesen. Pauls Vater zahlte monatlich zehn Mark. Die wirtschaftlich günstige Lage des Hauses änderte sich, als die frühere Erbengemeinschaft den Nushof zurückkaufte und den Patres jährlich eine bestimmte Summe zukommen ließ. Der Rückkauf wurde von den Patres forciert, auch wenn er für sie mit wirtschaftlichen Nachteilen verbunden war. Sie hatten nämlich erfahren, daß die Nazis den Hof der Gesellschaft nehmen wollten. Fast gleichzeitig erschloß sich den Patres — gegen ihren Willen — eine neue Einnahmequelle dadurch, daß das Deutsche Reich Grund und Boden auf dem Klostergelände benötigte, um Bunkeranlagen des Westwalles zu bauen. Hierfür wurde eine jährliche Pacht bezahlt. Durch Miete wurde die Gesellschaft auch entschädigt, als Ende 1938 ein Flügel des Hauses von ca. hundert Bauarbeitern zwangsbelegt wurde.

Das Haus hatte zwei Präfekten, einen Unterpräfekten für die Schüler der Unterstufe und den Ersten Präfekten für die Mittel- und Oberstufe. Die Präfekten waren die offiziellen Erzieher der Schüler. Sie präsidierten bei den Hauptmahlzeiten im Speisesaal, gaben das Zeichen für das Ende der regelmäßigen Tischlesung (meist Texte moderner Hagiographien) und informierten die Schüler über Vorkommnisse der Missionsgesellschaft und der großen Politik. Ihr Unterrichtsfach war ausschließlich Religion. Der Unterpräfekt war gleichzeitig Leiter des Chores, der Choralschola, des Streich- und Blasorchesters. Jeder Schüler hatte wenigstens einmal im Semester sich seinem Präfekten in einem einstündigen Gespräch vorzustellen.

Die inoffiziellen Erzieher der Schüler waren dagegen deren Beichtväter (und zwar nicht nur im Beichtstuhl). Das Jahres- und Halbjahresgespräch mit dem zuständigen Präfekten konnte jeder Schüler, ob es ihm angenehm oder unangenehm war, ohne Mühe hinter sich bringen. (Sofern solche Unterhaltungen keine handfesten Inhalte hatten, sondern auf geistliche Gespräche hinausliefen, hatten sie für viele Schüler einen unangenehmen Beigeschmack.) Das war in der Begegnung mit den Beichtvätern anders. Die Hausordnung legte fest, daß jeder Schüler einmal wöchentlich Beichten gehen mußte. Kontrolliert wurde die Einhaltung dieser Regel durch die Abgabe eines Beichtzettels. Den Schülern war die Wahl des Beichtvaters freigestellt. Es spricht für die Qualität der Beichtväter, daß die Schüler nur in Ausnahmefällen ihre Beichtväter wechselten. Die Beichtväter waren die Vertrauten der Schüler in allen Fragen, die diese beschäftigten. Paul hatte, nachdem er sich umgehört hatte, den ältesten Pater des Hauses zu seinem Beichtvater gewählt.

Dieser Mann war damals siebzig Jahre alt. Er war der Beichtvater von mehr als fünf Schülergenerationen der Gesellschaft gewesen (eine Generation jeweils acht Schuljahre) und wußte, daß das religiös-liturgische Exerzitium, das die Jungen täglich zu verrichten hatten, übertrieben war: morgens Messe (am Sonntag zwei Messen),

mittags Gewissensforschung, abends Andacht, alle Viertelstunden ein gemeinsames kurzes Gebet (innerhalb des Hauses), und er beruhigte seine jungen Freunde, wenn sie Schwierigkeiten mit diesem Offizium hatten. Er nahm den Beichtzettel auch dann entgegen, wenn er keine Beichte hörte (»Diese Woche brauchen wir das nicht«). Und wenn er Beichte hörte, kam er seinen Schützlingen entgegen, indem er an ihrer Statt, für sie vernehmlich, Gewissensforschung hielt und so in Personalunion Beichtvater und Beichtkind war. Seine Urteile über die Gesellschaft, ihre Leitung, ihren Nachwuchs, ihre faktische Arbeit und ihre Chancen unter den politischen Verhältnissen damals empfand Paul als befreiend durch die Vernunft, die aus diesen Urteilen sprach, und die Vernünftigkeit, die so weit ging, den Schülern bzw. Paul (der das ja nur für sich bezeugen kann) zu empfehlen, den Revers, den die Patres Präfekten allen Schülern nach Abschluß der jährlich wiederkehrenden dreitägigen Herbstexerzitien vorlegten und in welchem diese sich verpflichteten, nach dem Abitur als Klerikernovizen in die Gesellschaft einzutreten, zu unterschreiben, auch wenn eine solche Absicht nicht ganz gesichert war.

Die Patres Präfekten handelten, was diese Unterschriftsverpflichtung anlangte, nach Weisung der Ordensleitung. Sie mußten diese Unterschriften einfordern, weil sie dem Provinzialat Vollzug zu melden hatten. Paul hat während der fünf Jahre nicht einmal erlebt, daß ein Schüler nach den Herbstexerzitien und der Unterschriftenaktion die Anstalt hat verlassen müssen (wegen Verweigerung der Unterschrift). Es spricht manches dafür, daß die Einstellung der Patres Präfekten zu dieser Unterschriftenabgabe nicht viel anders war als die von Pauls Beichtvater.

Paul stellte bald fest, daß die beiden Präfekten ihre Erziehungsaufgabe äußerst diskret erfüllten. Es gab weder Individualstrafen noch kollektive; es wurde — etwa was die Einhaltung der Hausregel betraf — kaum darüber gesprochen (was freilich auch mit dem Alter der Spätberufenen in diesem Haus zusammenhängen mochte). Beide Präfekten erzogen durch Präsenz, der ältere durch eine natürliche, fast väterlich zu nennende Auctoritas, der jüngere durch sein Dabeisein bei allen Aktivitäten. Man lebte zusammen und problematisierte soweit als möglich nichts in dieser Gemeinschaft. Beide Präfekten, die ja für den Religionsunterricht und den wöchentlichen geistlichen Vortrag am Samstagabend zuständig waren, enthielten sich auffallend jeder Form von Direktwerbung für die Missionsgesellschaft und ihren Stifter. Sie vermittelten — so schien es Paul — religiöses Wissen im Sinne der Gesamtkirche. Ihre Aussagen zur Tagespolitik — soweit sie im Speisesaal, also öffentlich gemacht wurden — hatten Informationscharakter, schienen fast aus der Zeitung verlesen, selten bewertend, sie betrafen fast ausschließlich das Verhältnis von Partei und Kirche in Deutschland, also die Repression kirchlicher Verbände anfangs, später die Devisenprozesse, dann die Sittlichkeitsprozesse und ab 1938 die kritischen Tage des »Anschlusses« Österreichs und des Münchner Abkommens.

Über die antinazistische Einstellung der Präfekten bestand für die Schüler kein Zweifel. Das galt übrigens für alle Lehrer. Mit Rücksicht auf die Erhaltung der Schule begannen diese wohl nach 1936 den Unterricht mit Erheben des rechten Armes, ohne den Hitlergruß zu sprechen. Pauls Beichtvater blieb dagegen bei seinem »Gelobt sei Jesus Christus«, womit er die Klasse begrüßte. Auch im Unterricht kamen politische Entwicklungen zur Sprache, man übte vorsichtig Kritik an einzelnen Maßnahmen, hütete sich aber, das System anzugreifen.

Die Lehrer waren sich der Gefahr bewußt, wenn sie allzu offen Kritik geübt hätten. Die Gefahr bestand nicht direkt, sondern mittelbar, insofern als die Schüler die Kritik im Hause hätten weitertragen können — ohne böse Absicht. Der politisch unzuverlässige Teil der Hausgemeinschaft saß unter den Klosterbrüdern. Die Gründe, warum hier Unfrieden herrschte, wer diese Männer beeinflusste, wo sie sich politisch informierten, das alles war auch damals schon nicht aufschließbar. Tatsache ist, daß zur Zeit der Sittlichkeitsprozesse drei Handwerkerbrüder über Nacht das Haus verließen und aus der Gesellschaft austraten. (Es dauerte fast ein Jahr, bis die durch die Austritte dezimierte Blaskapelle des Hauses wieder spielen konnte.) Paul hat seinerzeit diesen Vorgang mit seinem Beichtvater besprochen und versucht, Aufschlüsse über das Verhältnis zwischen Patres und Brüder in der Gesellschaft zu erhalten. Der Beichtvater machte ihm deutlich, daß dieses Verhältnis in den Heimatkloöstern immer gespannter sei als in den Missionen. Obgleich die Brüder seit dem Kriege handwerklich hervorragend ausgebildet würden und in den Teilwirtschaftsbereichen der Klöster sehr oft große Verantwortung trügen, sei das Maß an Entscheidungsbefugnis und -freiheit hier nicht zu vergleichen mit den Möglichkeiten in den Missionen. Sie alle hätten sich zum Beruf des Missionsbruders entschlossen in der Erwartung, in der Mission für das Reich Gottes zu arbeiten, nicht hier in Deutschland. Daher die Enttäuschung, wenn sie hierbleiben müßten. Auf Pauls Einwand, das müsse ja auch für die Patres gelten, meinte der Beichtvater, Enttäuschungen, die in der Öffentlichkeit bekannt würden, könne sich die Gesellschaft in solchen Zeiten nicht leisten, die Machthaber schlachteten sie sofort für ihre Zwecke aus.

Bis 1936 wurde der Unterricht ausschließlich von Patres gegeben. Nach den Sommerferien (also nach der Berliner Olympiade) wurde zum ersten- und (bis zur Schließung der Schule 1940) einzigen Male ein Laie in das Lehrerkollegium aufgenommen. Der Mann wohnte mit Frau und Sohn in Aachen, besaß aber im Kloster ein eigenes Zimmer, in welchem er die Mahlzeiten einnahm. Paul servierte ihm zwei Jahre lang. Der Mann gab Unterricht in Deutsch und Französisch. Er war im staatlichen Schuldienst tätig gewesen und bereits 1934 aus dem Beamtenverhältnis entlassen worden. Er stammte aus Breslau und war bis Mitte 1933 ein führendes Mitglied der schlesischen Zentrumsparterie gewesen. Die Missionsgesellschaft wagte es zwei Jahre später, ihn als Lehrer auf Honorarbasis — gegen die geltenden Bestimmungen — in ihrer Schule zu beschäftigen. Dies war freilich nur möglich wegen des besonderen Rechtsstatus der Schule — kein Lehrer hatte Staatsexamen, keiner nannte sich Studienrat oder Assessor —, trotzdem war das Wagnis groß, das die Ordensleitung einging, auch wenn zu vermuten ist, daß sie vorher versucht hatte, sich abzusichern. Tatsächlich ging die Sache gut.

Dr. Rolf war ein in allen politischen Fragen beschlagener Mann. Seinen Deutsch- und Französischunterricht begann er mit dem Verlesen einer Zeitungsmeldung, die er erklärte, kommentierte und bewertete. Die Informationen, die Pauls Klasse von ihm erhielt, betrafen nicht das Verhältnis von Kirche und Partei im Reich, sondern außenpolitische Vorgänge: den Spanischen Bürgerkrieg, die Volksfrontregierung Frankreichs, Mussolinis faschistisches Italien, die großen Säuberungen in der UdSSR. Seine Kommentare waren kurz und bestimmt. Fragen ließ er nicht zu. Was die Schüler immer wieder wunderte, waren die Zeitungen, aus denen Rolf vorlas: neben deutschen französische, italienische, englische. (Die Schüler hatten während der fünf

Jahre in Vaalen keine Möglichkeit, Zeitung zu lesen, es gab keine. Sie hatten auch keine Gelegenheit, Radio zu hören, ausgenommen bei den Gemeinschaftsempfängern der »Führerreden«; sie erhielten ihre politischen Informationen nur dosiert von Präfekten und Lehrern und eben dem Dr. Rolf.)

Rolf, wenn er mittags auf dem Zimmer war, sprach immer einige Worte mit Paul. Da dessen Zeit jedoch knapp bemessen war — er mußte pünktlich zum Mittagessen im Speisesaal sein —, blieb es meist bei einigen belanglosen Sätzen. Es kam aber auch vor, daß Paul erst nach dem allgemeinen Mittagessen Rolf zu servieren hatte, so daß Zeit für ein Gespräch blieb. Rolf forderte Paul auf, sich zu setzen, während er zu essen begann, und Paul erzählte dann, was sich in jüngster Zeit im Hause bei Lehrern und Schülern ereignet hatte. Bei einem solchen Gespräch kamen sie auch auf das Thema der politischen Komplizenschaft zu sprechen. Paul hatte Rolf gefragt, ob man denn von einer Verantwortung des einzelnen für die politischen Zustände im Reich sprechen könne. Wenn sie bestünde, wie sie dann unter den herrschenden Verhältnissen wahrzunehmen sei. Rolf meinte, die Frage sei schwer zu beantworten, wenn auch an der Verantwortung des Staatsbürgers für das Gemeinwesen nicht zu rütteln sei. Jeder könne nur auf das reagieren, was er sehe, was er höre und vor allem was er zu bewerten wisse. Darin unterschieden sich die Menschen — sähe man einmal von den überzeugten Parteigängern, den blanken Opportunisten und Mitläufern ab. Paul meinte, das sei sein Problem; denn er kenne fast überhaupt keinen Nazi, hier im Kloster sowieso nicht und in Leipzig auch nicht. Weder in der Nachbarschaft noch in den Schulklassen, zu denen er gehört hatte — das sei freilich einige Zeit her. Aber auch wenn er jetzt während der Ferien zu Hause sei, laufe ihm aus seinem Bekanntenkreis kein Nazi über den Weg; natürlich sei in den Straßen der Stadt die braune Uniform nicht zu übersehen. Ihm scheine aber, daß heute die Uniformen bei weitem nicht so zahlreich seien wie vor vier Jahren, als er noch daheim war. Sein Eindruck sei, die Normalität des NS-Alltags ließe es zu, daß ein Nichtnazi, also kein Komplize, ohne Belästigungen oder Belastung leben könne. Rolfs Reaktion darauf (dem Sinne nach): Dies sei unmöglich. Auch wenn er, Rolf, oder sonst jemand, der nichts mit der Partei zu tun haben wolle, der wie er Opfer des Systems sei, heute oder seit Jahren oder in den folgenden Jahren von den Machthabern und ihren Helfern in Ruhe gelassen würde, könne er nicht in Ruhe leben angesichts der Fakten: Ende der Parteien, Ende des Parlaments, Ende der bürgerlichen Freiheiten, Ende der Gewerkschaften. Vielmehr: Ermächtigungsgesetz, politische Säuberungen, Rechtlosigkeit, Schutzhaftpolitik, Diktatur. Die Positiva in der Bilanz wögen dagegen fast nichts: Arbeitsbeschaffung, Rückkehr der Saar, Berliner Olympiade. Gewiß, nicht jeder Nichtnazi werde in gleicher Weise von seinem Richter für seine Inaktivität zur Rechenschaft gezogen werden. Er wisse nur zu gut, daß er und viele andere immer in der Gefahr stünden, Gegner des Systems zu sein, weil sie Opfer des Systems seien. Er mache sich das immer wieder klar. Aber er sei sicher: Wer wegsieht, wer verdrängt, was er sieht und erfährt, und begreift, was ihn da belasten könnte, der ist ein Komplize des Systems. Und noch eines: Gewiß gäbe es viele, die das Treiben der braunen Verbände nicht fein fänden. Aber sie fänden sich damit genauso ab, wie sie sich in den zwanziger Jahren damit abgefunden hätten, die Politik der Vertreter der damaligen Republik nicht fein zu finden, weil diese Leute weder damals noch heute begriffen hätten, worum es in einer politischen Ordnung, will sie freiheitlich-demokratisch sein, eigentlich gehe. »Das

braune System setzt sich innen- und außenpolitisch nur kraft der Masse seiner Komplizen durch. Die Drahtzieher, Paul, sind wichtig, aber sie sind nicht alles.«

Pauls Schulkameraden schienen diesem politisch weit weniger interessiert zu sein als seine Leipziger Schulkameraden. Jedenfalls führte er in all den Jahren mit keinem seiner Klassenkameraden ein längeres Gespräch politischen Inhalts. Einer der Gründe dafür mag gewesen sein, daß die Schüler, auch die der Oberstufe, keine Informationsquellen besaßen, die sie zu einem Meinungsaustausch hätten anregen können. Weiter mochte mitspielen, daß die freie Zeit für Gespräche in der Hausordnung sehr knapp bemessen war, und schließlich waren die Belastungen der Schüler durch Schule (Unterricht), Haus und Garten (Arbeitsdienste) beträchtlich. Natürlich gab es einzelne Schüler, die durch diese Pflichten nicht ausgefüllt waren, aber es gab ja darüber hinaus noch so viele Gemeinschaftsaufgaben (Chor, Orchester, Theater), die wahrgenommen werden mußten, daß kaum einer Zeit dafür fand, über die Politik der Jahre nachzudenken.

Es war eine rundum unpolitische Gesellschaft, die zwischen 1934 und 1939 in Vaalen zusammenlebte. Gewiß mit ein Ergebnis pädagogischer Umsicht: kein oder kaum ein Risiko durch Denunzianten, Erziehung hin auf ein allein vom kirchlichen Geist geprägtes Priestertum; aber auch Erhaltung einer von den Auseinandersetzungen der Zeit freien Zone – ein attraktiver Ort für manchen jungen Mann und seine Eltern, die den Sohn politisch gefährdet sahen: Oase Vaalen. Mit dem Nachteil freilich, daß sich diese Gemeinschaft zu keinem Zeitpunkt als eine Protestversammlung gegen das System empfand wie fünfzig Jahre später die Novizen und Schüler in den polnischen Klöstern gegen das kommunistische System. Davon war in Vaalen nichts zu spüren.

Die Zahl der Bewerber, der Kandidaten für den Priester-, Missions- und Ordensberuf, nahm zwischen 1934 und 1937 nur unwesentlich ab. Erst zwischen Herbst und Weihnachten 1938 erfolgte ein Einbruch, indem 40 Schüler die Schule verließen. Nach 1937 fanden im Herbst keine Neuaufnahmen mehr statt. Die Zusammensetzung der Klassen änderte sich dadurch, daß die älteren Schüler zum aktiven Dienst bei der neuerstandenen Wehrmacht eingezogen wurden. Die Unterzwanzigjährigen mußten für ein Jahr zum Arbeitsdienst. Nur diejenigen Spätberufenen, deren Alter einigermaßen vergleichbar mit dem eines Schülers war, wurden nach der Musterung vom aktiven Wehrdienst bis zur Zeit nach dem Abitur zurückgestellt.

Paul gehörte zu dieser Gruppe. Er hätte ordnungsgemäß 1940 seine Abschlußprüfung machen müssen. Dazu kam es nicht mehr.

Am 16. Dezember 1939 wurde er zum Militär- und Kriegsdienst einberufen. Er erhielt — wie die Formel lautete — die Reife zuerkannt auf Grund der nachgewiesenen Einberufung zum Heeresdienst gemäß Erlaß des Herrn Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 8. 9. 1939.

Das Dokument, ausgefertigt am 4. Januar 1940, war unterzeichnet vom Direktor der Missionsschule Hadern (Saar). Wie erwähnt besaß die Vaalener Schule keine Fakultas zur Abschlußprüfung. Daher verließ Pauls Klasse Ostern 1939 Vaalen und siedelte nach Hadern über. Formal hielten die Schulleitungen beider Häuser wie auch die Präfekten an der Ordnung der Schule, deren Sinn, Aufgaben und Zwecken fest. Aber es war den Verantwortlichen klar, daß die Existenzgrundlage der Häuser brüchig wurde. Die Partei würde sich gewiß nicht an den Klöstern vergreifen und dadurch in der Öffentlichkeit Unruhe hervorrufen. Der Krieg, die Gesetze des Alltags in

Deutschland fortschreitend bestimmend, würde Änderungen bewirken. Das galt für ein Haus wie Vaalen mit seinen Spätberufenen in besonderem Maße. Trotzdem vermied man in den Häusern jeden Anlaß zur Kritik durch die Überwachungsstellen von Staat und Partei. Es hat nichts genützt: 1940 wurde Vaalen geschlossen.

Das Abschlußjahr von Pauls Klasse in Hadern war kein normales Schuljahr mehr. Wohl wurde in dem kurzen Sommersemester die Abiturprüfung in Leibesübungen abgenommen, außerdem von der Mehrzahl der Schüler das Große Sportabzeichen erworben — auch Paul erhielt es. Aber die Fahrt in die Heimatferien am 6. August — zum erstenmal fuhr Paul eine neue Route über Kreuznach, Frankfurt, Kassel nach Leipzig, war doch von Ungewißheiten überschattet. Tatsächlich wurde kurz nach dem Deutsch-Sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. 8., also vor dem 1. 9., dem Tag des Kriegsausbruches, die Region um Hadern zum Sperrbezirk für alle Zivilisten erklärt. Paul konnte also nicht nach Ablauf der Ferien (6. 9.) zur Schule zurück. Am 28. August begann er daher einen Dienst — nicht zwangsverpflichtet — als Postfacharbeiter beim Postamt Leipzig S 3 in der Adolf-Hitler-Straße (vormals Südstraße, heute Karl-Liebknecht-Straße). Er hatte zwei Aufgaben zu erfüllen: an den Vormittagen zwischen 6.00 und 12.00 Briefträgerdienste, an zwei Nachmittagen der Woche je vier Stunden Paketdienst in der Harkort- und Hindenburgstraße und einmal in der Woche vier Stunden Briefsortierdienst im Bahnpostamt hinter dem Hauptbahnhof (zwischen 22.00 und 2.00 morgens, bei geschlossenen Fenstern, Verdunkelung und Notbeleuchtung — der anstrengendste Dienst). Pauls Tätigkeit als Postfacharbeiter dauerte bis zum 20. Oktober, also ca. sieben Wochen. Der Lohn betrug wöchentlich etwas über 50 Reichsmark netto. Die Briefpost wurde mit dem Fahrrad ausgefahren. Bis zum Lössniger Rundling fuhr Paul ca. 20 Minuten. Er verließ das Amt noch bei Dunkelheit und war von der ersten Zustellung gegen 9.30 wieder zurück. Dann wurde die zweite Zustellung für die untere Kaiser-Wilhelm-Straße aussortiert und ausgefahren. Die zweite Zustellung war bis gegen 12.00 zu erledigen. Auf dem Amt mußten dann Einschreibquittungen etc. hinterlegt werden sowie die nicht zustellbaren Sendungen, und außerdem war immer abzurechnen. Die Abrechnungen betrafen einmal die monatlichen Rundfunkgebühren (2 Reichsmark) und die kaum überschaubare Zahl von Zeitungen, Blättern und Blättchen, alles Pfennigbeträge. Das Kassieren brauchte die meiste Zeit, weil eine bestimmte Anzahl von zahlungspflichtigen Abonnenten um diese Zeit nicht zu Hause anzutreffen war. Paul behalf sich mit Zettelbotschaften. (Banküberweisungen waren den Abonnenten damals praktisch unbekannt.)

Lag der Ausbruch des Krieges zu diesem Zeitpunkt — Sommer 1939 — für die deutsche Bevölkerung in der Luft? Paul, danach befragt, würde wahrscheinlich verneint haben. Ablösung der Reichswehr durch die Wehrmacht, Aufrüstung, Einberufung zum Heeres- und Arbeitsdienst, Bau des Westwalls, dazu die großen außenpolitischen Streiche, »Anschluß« Österreichs und Sudetenkrise, das alles konnte auch Wiederherstellung der vollen Souveränität des Reiches bedeuten. Das mußte nicht Kriegsvorbereitung heißen. Gewiß: der Bogen konnte überspannt werden, das Ausland brauchte nicht unbegrenzt zu tolerieren. Aber für die Masse der Deutschen mußte das nicht zum Krieg führen, weil die Masse der Deutschen nicht an Krieg dachte, denn sie wollte keinen Krieg. Das gilt auch für die meisten braunen Mitläufer. Die vor aller Welt und dem eigenen Volk nicht geheimgehaltenen

militärischen Rüstungen beschäftigten das Volk in anderer Richtung: auf diese Weise werde die Volkswirtschaft wieder flottgemacht und die Arbeitslosen würden eingegliedert. Rolf, noch im letzten Vaalener Jahr von Paul befragt, ob er mit Krieg rechne, meinte, ja, wenn die oben soweit seien und nicht mehr weiter wissen, aber bis dahin habe es noch Zeit. Und Rolf wie Paul, wie vermutlich alle Patres in den Missionshäusern, alle katholischen Priester in Deutschland wie auch die Vertreter der Bekennenden Kirche und was an politischer Substanz von SPD und KPD in den sechs Jahren Naziherrschaft überlebt hatte, waren von den innenpolitischen Vorkommnissen, den lauten wie den leisen, besetzt: Der Blick ging aufs Heute und den nächsten Tag, und er blieb innerhalb der Landesgrenzen. Da sah er die Bedrängten, Gefährdeten, KZs und Reichskristallnacht, die Gettisierung von mehr als 250 000 Deutschen, die den gelben Stern zu tragen hatten. Das waren die Indikatoren, die verrieten, woher der Wind blies, der so frösteln machte, daß das außenpolitische Spiel der Braunen dagegen leicht zu wiegen schien. Natürlich gab es auch die anderen Deutschen, die hemmungslos und bedingungslos für den Kurs und die Methoden der Machthaber einstanden. Aber Paul hat mit solchen Menschen während der Jahre 33 bis 45 nie zu tun gehabt.

Am 1. September 1939 morgens um sechs saß Paul zusammen mit 250 anderen Briefträgern an seinem Sortierpult im Postamt S 3 in der Adolf-Hitler-Straße. Die Anwesenheitskontrolle lag hinter ihnen. Da wurde der Lautsprecher eingeschaltet und die Fünf-Uhr-Nachrichtensendung wiederholt: Ab vier Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen. Die Reaktion im Saale war Schweigen, nicht aus Verlegenheit oder Angst, es war das Schweigen, das man eisig nennt. Paul wußte wenig über die politische Einstellung seiner Kollegen, auch der beiden, zu deren Gruppe er gehörte. Nur soviel schien ihm sicher: Parteinazis waren sie nicht. Man sprach nicht über die ominöse Radiomeldung, verrichtete schweigend die Arbeit und fuhr dann die Tour. Die Leute draußen im Rundling, meist ältere Frauen und Rentner, die die Tage zuvor mit Paul einen Plausch gemacht hatten, als er ihnen die Post brachte, waren nicht zu sehen an diesem Morgen. Die Straßen wie leergefegt. Nur eine bleierne lastende Wolke spürte Paul, glaubte das wenigstens. Er wußte, da draußen waren vor 1933 die Hochburgen der Sozialisten und Kommunisten gewesen. Auch wenn sie in den letzten Jahren in der Arbeitsfront mitmarschiert waren oder als Motorradfahrer sich dem NSKK angeschlossen hatten, um nicht in die SA oder SS eintreten zu müssen, waren sie doch niemals überzeugte Nazis geworden. Diese Stadt besaß keine Basis von Braunen. Was da in Uniformen herumlief, war aufgesetzt, fremd, nicht autochthon. Wohl war Mimikry als Verstellung unter diesen Leipziguern und Sachsen hochentwickelt, sie beherrschten das Spiel mit doppelten Rollen virtuos und spürten dabei keine Gewissensbisse. Was Partei und Administration verlangten, wurde lächelnd, fast eifrig getan, den Gegner in Sicherheit wiegend, die Abrechnung mit ihm auf den gewissen kommenden Tag verschiebend. (Paul hat während des Krieges, also vor Ende der Diktatur, solche Abrechnungen erlebt — alle an der Front.)

*(Ein weiterer Beitrag folgt.)*